



Goldmann KRIMI

Agatha Christie

Tod in den Wolken



Rote Krimi

AGATHA CHRISTIE

Tod in den Wolken

DEATH IN THE AIR

Kriminalroman

Wilhelm Goldmann Verlag

Aus dem Englischen übertragen von
Dr. Otto-Albrecht van Bebber
Herausgegeben von Friedrich A. Hofschuster



Gesamtauflage: 479000
Made in Germany • 1/82 • 20. Auflage • 4551479
© der Originalausgabe 1935 by Agatha Christie
© der deutschsprachigen Ausgabe 1937/1955
by Wilhelm Goldmann Verlag, München
Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann,
München
Umschlagfoto: Richard Canntown, Stuttgart
Druck: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Krimi 4
Lektorat: Anemarie Bruhns
Herstellung: Harry Heiß
ISBN 3-442-00004-1

Der berühmte Privatdetektiv Hercule Poirot reist mit dem Flugzeug von Paris nach London. Während des Fluges stellt der Steward fest: Madame Giselle, eine der Reisenden, ist tot! Hercule Poirot behauptet, daß sie ermordet wurde. Und dann werden tatsächlich die Werkzeuge des Verbrechens entdeckt: ein Blasrohr, ein vergifteter Dorn und eine Wespe...

Heiß brannte die Septembersonne auf den Flugplatz Le Bourget, als die Passagiere in das Flugzeug »Prometheus« kletterten, das in wenigen Minuten nach Croydon aufsteigen sollte.

Jane Grey gehörte zu den letzten, die hineinkletterten; gemächlich ließ sie sich auf ihren Platz Nr. 16 nieder. Etliche Passagiere waren schon durch die Mitteltür – an der winzigen Küche und den beiden Toiletten vorbei – in das Vorderabteil geschritten. Die meisten saßen jetzt bereits, und auf der gegenüberliegenden Seite des Mittelgangs erhob sich ein lebhaftes Geschnatter, bei dem sich eine schrille, hohe Frauenstimme hervortat. Um Janes Lippen zuckte es leicht – diese Art Stimmen kannte sie zur Genüge.

»Meine Liebe... ist es möglich? Keine Ahnung hatte ich. Wo bitte? Juan les Pins? O ja. Nein nein ... Le Pinet. Gewiß, gewiß, es ist immer der alte nette Kreis... Aber selbstverständlich werden wir zusammensitzen. Das geht nicht? Oh ... wie schade! Wer ... Ah, ich sehe...«

Und nun erklang eine Männerstimme, etwas fremdartig und sehr höflich: »Mit dem größten Vergnügen, Madame.«

Jane betrachtete den Sprecher verstohlen aus den Augenwinkeln: ein kleiner, älthcher Mann mit großem Schnurrbart und eiförmigem Schädel. Er raffte seine Habseligkeiten zusammen und verfügte sich zuvorkommend auf einen rückwärtigen Sitz. Hierauf drehte Jane ein wenig den Kopf und musterte die beiden Damen, deren unerwartetes Zusammentreffen den Fremden zu der höflichen Geste veranlaßt hatte. Durch die Erwähnung von Le Pinet war ihre

Neugier rege geworden, denn auch Jane Grey kam aus Le Pinet.

An die eine der beiden erinnerte sie sich ganz deutlich, erinnerte sich, wie sie sie zuletzt gesehen hatte: am Bakkarattisch, die kleinen Hände nervös ballend und lösend, während das zartgeschminkte Gesicht plötzlich glühend rot wurde und dann erblaßte.

Ob ihr nicht auch noch der Name einfiel? Eine Freundin, als Masseurin in einem Schönheitssalon angestellt, hatte ihn erwähnt und geringschätzig geäußert: »Den Adel verdankt sie ihrer Heirat – eine frühere Choristin oder dergleichen!«

Die zweite Dame aber war »echt«, war die typische sportliebende Aristokratin, stellte Jane fest, ehe sie ihre Aufmerksamkeit dem Flugplatz widmete. Verschiedene andere Maschinen standen dort umher, von denen eine jede an einen riesigen, metallenen Tausendfüßler gemahnte.

Während Jane durch das Kabinfenster diese Ungeheuer betrachtete, festigte sich ihr Entschluß, nicht geradeaus zu schauen, wo, ihr gegenüber, ein junger Mann saß, der einen ziemlich grellen, grünblauen Pullover trug.

Mechaniker riefen sich einige französische Worte zu. Die Motore donnerten los – dämpften ihre Stimme – donnerten von neuem. Das Flugzeug bewegte sich. Unwillkürlich hielt Jane den Atem an. Es war ihr zweiter Flug; ihre Aufregung war daher verzeihlich. Barmherziger, das sah ja aus, als ob sie gleich in jenen Zaun jagen würden...! Aber nein, schon schwebten sie in der Luft, stiegen, stiegen noch höher, schwenkten herum – Le Bourget lag unter ihnen.

Das Mittagsflugzeug nach Croydon beförderte einundzwanzig Passagiere, zehn in dem vorderen, elf in dem hinteren Abteil, dazu zwei Piloten und zwei Stewards. Obwohl das Geräusch der Motoren so stark abgedämpft war, daß man die Ohren nicht mit Watte zu verstopfen brauchte, genügte der

Lärm, um die Unterhaltung zu erschweren und das Denken zu ermutigen.

»Ich will ihn nicht angucken«, dachte das junge Mädchen. »Ich will nicht! Es führt zu nichts. Lieber genieße ich die Aussicht... Oder ich gehe im Geiste noch einmal alles durch – alles, von Anfang an.«

Energisch zwang sie ihre Gedanken zu dem zurück, was sie den Anfang nannte, den Kauf eines Loses für das »Irische Sweepsteak«. Eine Verschwendung, gewiß, doch eine köstlich prickelnde Verschwendung, die in dem Frisiersalon, in dem Jane mit fünf anderen jungen Damen beschäftigt war, viel Gekicher und viel Neckerei entfesselt hatte.

»Was willst du tun, wenn du ihn gewinnst, meine Liebe?«

»Oh, ich wüßte, was ich täte!«

Pläne... Luftschlösser... eine Menge Ulk.

Nun, sie hatte ihn nicht gewonnen, den großen Preis. Statt seiner aber hatte sie hundert Pfund gewonnen. Einhundert Pfund!

»Die Hälfte davon gibst du aus, meine Liebe, und die andere Hälfte sparst du für schlechte Zeiten. Man weiß nie, was die Zukunft bringt.«

»Ich an deiner Stelle würde mir einen Pelzmantel kaufen – einen wirklich schicken und erstklassigen Pelzmantel.«

»Und warum nicht eine Seereise?«

Bei dem Gedanken an eine Seereise hatte Jane geschwankt; doch schließlich war sie ihrer ersten Idee treu geblieben. Eine Woche in Le Pinet. So viele ihrer Kundinnen reisten nach Le Pinet, so viele schwärmten davon. Und während Janes geschickte Finger ondulierten, Dauerwellen legten, während ihre Zunge mechanisch die üblichen schmeichelhaften Floskeln plapperte, überlegte ihr Hirn: »Warum sollte ich eigentlich nicht nach Le Pinet fahren?«

Hinsichtlich der Kleidung gab es kaum Schwierigkeiten. Wie die meisten Londoner Mädchen, die in eleganten Geschäften tätig sind, verstand es Jane mit lächerlich geringen Mitteln, den Anforderungen der Mode gerecht zu werden. Nägel, Teint und Haar waren einwandfrei.

Jane reiste also nach Le Pinet.

Und jene Tage dort sollten jetzt, in ihren Gedanken, zu einem einzigen Vorfall zusammengeschrumpft sein?

Ein Vorfall am Roulettisch. Jeden Abend erlaubte sie sich eine gewisse Summe für das Spiel, entschlossen, diese niemals zu überschreiten. Leider aber zeigte sich, im Gegensatz zu dem vorherrschenden Aberglauben, das Glück der Anfängerin nicht hold. Am vierten Abend hatte sie zwar etwas gewonnen, aber mehr noch verloren. Nun wartete sie, ihren letzten Einsatz in der Hand. Auf zwei Nummern, die Fünf und die Sechs, hatte niemand gesetzt. Ob sie es wagte...? – Aber was – fünf oder sechs? Ah, ihr Gefühl sprach für die Fünf. Jane streckte die Hand aus und – setzte auf die Sechs. Gerade noch zur rechten Zeit setzte ein Spieler ihr gegenüber auf die Fünf.

»Rien ne va plus«, sagte der Croupier.

Die Kugel klapperte, verharrte am Fleck.

»Le numero cinq, rouge, impair, manque.«

Beinahe hätte Jane vor Bestürzung aufgeschrien. Der Croupier raffte die Einsätze fort und zahlte aus.

»Wollen Sie nicht Ihren Gewinn an sich nehmen?« fragte Janes Gegenüber.

»Meinen?«

»Ja.«

»Ich hatte doch auf die Sechs gesetzt.«

»Verzeihung, Sie irren. Ich setzte auf sechs und Sie auf fünf.«

Er lächelte – ein sehr anziehendes Lächeln. Weiße Zähne blitzten in einem braungebrannten Gesicht, darüber blaue Augen und kurzes, leicht gewelltes Haar.

Halb ungläubig stopfte Jane den Gewinn in die Tasche. Sprach er die Wahrheit? Hatte sie tatsächlich auf die Fünf gesetzt? Verwirrt, zweifelnd sah sie den Fremden an, der unbefangen zurücklächelte.

»Einen hübschen Gewinn liegenlassen, bis jemand anders ihn sich aneignet, der kein Recht darauf hat? Das ist ein alter Trick.« Dann war er mit einem leichten, freundlichen Nicken aufgestanden und fortgegangen. Auch das gefiel ihr. Er hatte ihr nicht einen Gewinn zugeschanzt, um dadurch eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Nein, zu dieser Sorte von Männern gehörte er nicht. Er war nett... Und nun saß er ihr wahrhaftig gegenüber.

Dann folgten nach dem Faulenzerdasein in Le Pinet noch zwei ziemlich enttäuschende Tage in Paris und endlich jetzt die Heimkehr mit ihrer Rückflugkarte.

»Was weiter?«

»Stopp«, befahl Jane ihrem Hirn. »Nicht daran denken, was weiter geschehen wird. Das ist nur quälend.«

Die beiden Damen hatten in ihrer Unterhaltung innegehalten. Verdrießlich betrachtete die Zartgeschminkte einen abgebrochenen Fingernagel, läutete schließlich und befahl, als der mit einem weißen Mantel bekleidete Steward erschien:

»Schicken Sie mir meine Zofe. Sie sitzt in dem anderen Abteil.«

»Sofort, Mylady.«

Sehr ehrerbietig, sehr schnell und geräuschlos verschwand der Steward wieder, und kurz darauf tauchte die Gestalt einer brünetten, schwarzgekleideten Französin auf.

»Madeleine«, rief ihr Lady Horbury zu, »ich brauche mein rotes Saffian-Necessaire.«

Die Zofe durchschritt den Mittelgang, um zum äußeren Ende des Flugzeugs zu gelangen, wo Handtaschen und Decken aufgestapelt lagen, und brachte ihrer Herrin das Verlangte.

»Danke, Madeleine, ich behalte das Köfferchen hier.«

Damit entließ sie das Mädchen. Der Kofferdeckel schnappte auf, und Lady Cicely Horbury entnahm dem luxuriösen Innern eine Nagelfeile. Dann prüfte sie in einem silbernen Spiegel lange und ernst ihr Gesicht und gab ihm durch einen Hauch Puder und einen Strich mit dem Lippenstift neue Frische.

Janes Mund kräuselte sich verächtlich, und ihr Blick wanderte weiter das Abteil entlang.

Hinter den beiden Frauen hockte der kleine Ausländer, der seinen Platz der sehnigen Sportlerin abgetreten hatte. Dick in überflüssige Halstücher und Schals ver mummt, schien er fest zu schlafen. Jetzt öffnete er, vielleicht Janes forschenden Blick fühlend, seine Augen, schaute das junge Mädchen eine Sekunde an und ließ die Lider wieder herabfallen. Neben ihm saß ein großer, ergrauter Mann mit einem geistvollen Antlitz. Er hatte einen Flötenkasten offen vor sich stehen und polierte das Instrument mit liebevoller Sorgfalt. Drollig, dachte Jane Grey, er sieht eher nach einem Rechtsanwalt oder Arzt als nach einem Musiker aus!

Hinter diesen beiden sprachen und gestikulierten zwei lebhaft Franzosen, ein bärtiger älterer und ein bedeutend jüngerer. Vielleicht Vater und Sohn?

Auf Janes eigener Seite versperrte der Mann im grünblauen Pullover ihr die Aussicht, jener Mann, dem sie aus irgendeinem ungereimten Grund nicht in die Augen zu blicken wünschte.

»Zu blöd, dieses Herzklopfen!« schalt sie sich. »Gerade, als ob ich ein siebzehnjähriges Gänschen wäre!«

Ihr gegenüber aber sinnierte Norman Gale: »Sie ist hübsch, wirklich hübsch. Und sie erinnert sich meiner sehr gut. Welche Enttäuschung malte sich auf ihren Zügen, als ihr Einsatz fortgeharkt wurde! Es hätte ruhig mehr kosten dürfen, ihr die Freude des Gewinnens zu bereiten. Übrigens machte ich es

recht geschickt ... Wenn sie lächelt, ist sie besonders reizend. Gesundes Aussehen, makellose Zähne... Hol's der Teufel – ich bin ganz aus dem Häuschen! Ruhe, Ruhe, mein Junge...« Und zu dem Steward gewandt, der neben ihm mit der Menükarte wartete, sagte er: »Kalte Zunge, bitte.«

Gräfin Horbury dachte: »Mein Gott, was soll ich beginnen? Es ist eine furchtbare Patsche, in der ich stecke! Meines Erachtens gibt es nur einen einzigen Ausweg. Wenn ich nur die Kraft dazu hätte...! Meine Nerven sind völlig kaputt. Das macht das Kokain. Warum habe ich je Kokain genommen? Scheußlich sieht mein Gesicht aus, einfach scheußlich. Und daß diese falsche Katze, diese Venetia Kerr, hier ist, macht die Sache noch schlimmer. Sie sieht mich immer an, als sei ich Dreck. Spekulierte selbst auf Stephen. Nun, sie bekam ihn nicht. Puh, ihr langes Gesicht geht mir auf die Nerven. Es gleicht dem eines Pferdes. Ich hasse diese adligen Landpomeranzen. Mein Gott, was soll ich tun? Ich muß mich zu einem Entschluß durchringen, denn der alten Hexe war es bitterer Ernst...« Hastig kramte sie in ihrem Täschchen, bis sie eine Zigarette gefunden hatte, die sie mit leicht zitternder Hand in eine lange Spitze steckte.

Die blaublütige Venetia Kerr neben ihr dachte hoffärtig: »Sie ist ein schlimmes Pflänzchen. Wenn sich der arme, gute Stephen ihrer nur entledigen könnte!«

Auch sie holte ihr Zigarettenetui hervor und nahm Cicely Horburys Streichholz huldvoll an.

»Verzeihung, meine Damen«, mischte sich da der Steward ein, »Rauchen ist verboten.«

»Verdammt!« fluchte Cicely Horbury.

Derweilen überlegte Hercule Poirot: »Weshalb ist die niedliche Kleine, deren Kinn so viel Entschlossenheit bekundet, wohl so niedergeschlagen? Warum vermeidet sie es hartnäckig, den stattlichen jungen Mann ihr gegenüber

anzusehen, obwohl sie seine Gegenwart ebenso stark empfindet wie er die ihrige...?« Das Flugzeug vollführte einen leichten Hopser. »Mon estomac!« jammerte Poirot im stillen und schloß rasch die Augen.

Sein Nachbar, Dr. Bryant, liebte die Flöte noch immer mit nervösen Händen. »Ich kann mich nicht entscheiden«, sagte er sich verzweifelt. »Beim besten Willen nicht. Ich bin am Wendepunkt meiner Laufbahn angelangt. Musik! Musik befreit von allen Sorgen!« Halb lächelnd hob er die Flöte an die Lippen und legte sie wieder in ihren Kasten zurück.

Der kleine Mann neben ihm, der jedem durch seinen gewaltigen Schnurrbart auffallen mußte, war in tiefen Schlaf versunken, nachdem bei der plötzlichen Bewegung des Flugzeugs sich sein Gesicht mit einem grünlichen Schimmer überzogen hatte. Und Dr. Bryant freute sich, daß er weder See- noch Luftkrankheit kannte.

Hitzig drehte sich Monsieur Dupont auf seinem Platz halb um und packte den Arm seines Sohnes.

»Es besteht gar kein Zweifel. Sie haben sämtlich unrecht – die Deutschen, die Amerikaner und die Briten. Sie datieren die prähistorische Keramik alle falsch. Nimm das Samarra-Geschirr...«

Jean Dupont, groß, blond, erwiderte mit gemachter Trägheit:

»Du mußt die Beweise aus allen Quellen schöpfen, Vater. Da ist Tell Halaf und Sakje Geuze...«

Die Erörterung nahm ihren Fortgang, und schließlich plagte sich Armand Dupont, einen arg verbeulten Handkoffer zu öffnen.

»Hier... sieh diese kurdischen Pfeifen an, die man heutzutage verfertigt. Ihre Ornamente sind beinahe die nämlichen wie jene auf dem Geschirr, das aus dem vierten Jahrtausend vor Christus stammt.« Und eine beredte Geste fegte beinahe die Schüssel hinab, die der Steward vor ihn hinstellte.

Mr. Clancy, Verfasser von Kriminalgeschichten, erhob sich von seinem Platz hinter Norman Gale und trabte bis zum Ende des Flugzeuges, um aus der Tasche seines Regenmantels ein Kursbuch zu holen, anhand dessen er, auf seinen Platz zurückgekehrt, ein verzwicktes Alibi auszuarbeiten begann.

Hinter ihm dachte Mr. Ryder: »Das Durchhalten ist nicht einfach. Weiß der Kuckuck, wie ich die Moneten für die nächste Dividende zusammenbringen soll!«

Jetzt stand Norman Gale auf und ging zur Toilette. Sobald er sich entfernt hatte, zog Jane ihren Spiegel hervor, prüfte eingehend ihr Gesicht und benutzte Puderquaste und Lippenstift.

Ein Steward setzte Kaffee vor sie hin.

Jane starrte aus dem Fenster. Blau und schimmernd zeigte sich drunten der Kanal.

Eine Wespe summte um den Kopf Mr. Clancys, gerade als er sich mit dem Zug 19.50 Uhr ab Budapest beschäftigte, und geistesabwesend schlug er nach dem dreisten Insekt. Die Wespe flog weiter und widmete sich den Kaffeetassen der beiden Duponts. Jean Dupont machte ihr geschickt den Garaus.

In der Kabine wurde es still. Die Unterhaltung schwieg, aber die Gedanken arbeiteten weiter.

Rechts am Ende des Raumes, im Sitz Nr. 2, fiel Madame Giselles Kopf ein wenig nach vorn. Man hätte wähen können, sie sei vom Schlaf übermannt worden. Doch sie schlief nicht. Und ebensowenig sprach sie oder dachte sie.

Madame Giselle war tot.

2

Behende von Sitz zu Sitz gehend, kassierte Henry Mitchell, der ältere der beiden Stewards, ein, da man in einer halben Stunde Croydon erreicht haben würde. »Danke, Sir«, sagte er und sammelte Silber und Scheine. Dann eine leichte Verbeugung: »Danke, Madame.« An dem Platz, wo die beiden Franzosen saßen, mußte er ein oder zwei Minuten warten, weil Vater und Sohn allzu eifrig diskutierten. Viel Trinkgeld war da nicht zu erhoffen, überlegte Henry Mitchell trübselig.

Zwei Fluggäste schliefen fest: der kleine, schnauzbärtige Herr und die alte Frau ganz hinten. Er erinnerte sich, daß sie schon mehrmals den Kanal überflogen und immer eine offene Hand gehabt hatte, und deshalb beschloß er, Rücksicht zu nehmen und sie vorläufig noch nicht zu stören.

Der kleine Herr erwachte und zahlte für eine Flasche Selterwasser und ein Päckchen Zwieback – seine ganze Zeche.

Fünf Minuten vor der Landung stand Mitchell neben der schlafenden Dame. »Pardon, Madame, die Rechnung.«

Er berührte vorsichtig ihre Schultern, aber auch dies weckte Madame Giselle nicht auf. Nun schüttelte er sie leicht, worauf der Körper unerwartet in dem Sessel zusammensackte. Bestürzt beugte sich Mitchell herab, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht aschfahl.

»W...as...s...agst du?« stammelte Albert Davis, der zweite Steward.

»Bei Gott, es ist wahr«, versicherte sein Kollege Verstört.
»Tot, ganz bestimmt – ich vermute, es wird ein Anfall sein.«

»In ein paar Minuten sind wir in Croydon.«

»Ja, wenn ihr eben erst schlecht geworden ist...« Unschlüssig überlegten sie. Dann kehrte der ältere in das hintere Abteil zurück und schritt abermals von Platz zu Platz, den Kopf gebeugt und vertraulich murmelnd:

»Entschuldigen Sie, Sir, sind Sie zufällig Arzt?«

»Ich bin Zahnarzt«, entgegnete Norman Gale. »Wenn ich jedoch irgendwie von Nutzen sein kann...« Er erhob sich halb von seinem Sessel, doch da meldete sich Dr. Bryant.

»Ich bin Arzt. Worum handelt es sich?«

»Dort hinten die Dame... Ihr Aussehen gefällt mir nicht.« Bryant begleitete den Steward, und unbemerkt folgte den beiden der kleine Mann mit dem Schnauzbart.

Die Untersuchung währte nicht lange. »Sie ist tot«, erklärte der Doktor, worauf Mitchell fragte:

»Was hat ihr gefehlt? Eine Art Anfall?«

»Das vermag ich ohne eingehende Untersuchung nicht zu sagen. Wann sahen Sie die Dame zuletzt? Lebendig, meine ich.«

Der Steward überlegte, den Blick auf die zusammengesunkene Gestalt der schwarzgekleideten Frau gerichtet.

»Als ich ihr den Kaffee brachte, war sie noch wohlauf. Das mag vor reichlich dreiviertel Stunden gewesen sein. Als ich hernach mit der Rechnung kam, glaubte ich, sie schlief.«

»Sie ist mindestens schon eine halbe Stunde tot.«

Das Zwiegespräch begann die Neugier der übrigen Passagiere zu erregen. Köpfe drehten sich, Hälse wurden gereckt.

»Ich denke, es wird ein Anfall gewesen sein«, ließ sich Mitchell vernehmen. Die Schwester seiner Frau litt an Anfällen, und es dünkte ihn, daß der Ausdruck Anfall allem gerecht würde.

Dr. Bryant beabsichtigte nicht, sich irgendwie festzulegen, sondern wiegte nachdenklich den Kopf. Da ertönte neben ihm eine Stimme – die Stimme des Vermummten mit dem Schnurrbart.

»An ihrem Nacken befindet sich ein Mal«, sagte er, und es klang fast entschuldigend, als erkenne der Sprecher ohne weiteres die fachmännische Überlegenheit des anderen an.

»Richtig«, bestätigte Dr. Bryant.

Der Kopf der Toten fiel etwas seitwärts, und ein winziges Pünktchen wurde sichtbar.

Die beiden Duponts hatten eifrig gelauscht. »Die Dame ist tot? Und sie hat ein Zeichen am Hals?« Es war Jean Dupont, der die Frage stellte. »Darf ich eine Vermutung aussprechen? Vorhin flog eine Wespe umher, die ich tötete. Hier liegt sie noch auf meiner Untertasse. Besteht nicht die Möglichkeit, daß die arme Dame an einem Wespenstich starb? Soviel ich weiß, hat sich dergleichen schon ereignet.«

»Gewiß besteht die Möglichkeit«, gab Bryant zu. »Ich kenne solche Fälle. Besonders wenn Herzschwäche vorhanden ist...«

»Kann ich irgend etwas tun, Sir?« erkundigte sich Mitchell dienstbeflissen. »Wir werden gleich in Croydon landen.«

»Da gibt's nicht zu tun, mein Lieber.« Dr. Bryant trat ein wenig zurück. »Natürlich darf die Leiche nicht entfernt werden.«

»Ich verstehe, Sir.«

Der Arzt wollte an seinen Platz zurückgehen, und sah etwas erstaunt auf den kleinen Schnauzbärtigen, der nicht vom Fleck wich. Und jetzt ergriff dieser abermals das Wort.

»Monsieur le docteur, Sie haben etwas übersehen.«

Mit der Spitze seines eleganten Lackschuhes deutete er auf das, was er meinte; Dr. Bryant und der Steward sahen ein winziges gelbschwarzes Ding auf dem Boden schimmern, das halb von dem Saum des schwarzen Kleides verborgen wurde.

»Eine zweite Wespe?« stieß der Doktor überrascht hervor.

Hercule Poirot kniete nieder, nahm eine kleine Pinzette aus der Tasche und benutzte sie sehr geschickt, so daß er gleich darauf mit seinem Fund wieder aufrecht stand.

»Ja, es gleicht einer Wespe«, meinte er. »Aber es ist keine.«

Er drehte und wendete das Ding, damit beide, der Steward und der Arzt, das kleine Flöckchen gerauhter Seide, orangefarbig und schwarz, das an einem langen, merkwürdigen Dorn mit fleckiger Spitze befestigt war, genau erkennen sollten.

»Gott steh mir bei!« rief plötzlich Mr. Clancy, den die Neugier von seinem Platz fortgetrieben hatte und der nun den Kopf verwegen über Mitchells Schulter schob. »Das ist ja das Seltsamste, was mir je in meinem Leben begegnete! Wahrhaftig, das hätte ich mir nicht träumen lassen...!«

»Möchten Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken, Sir!« mahnte der Steward. »Erkennen Sie das Ding da?«

»Erkennen? Freilich erkenne ich es.« Mr. Clancy blähte sich auf vor Stolz und Befriedigung. »Das Ding da, meine Herren, ist der Dorn, den gewisse Stämme – genau weiß ich im Augenblick nicht, ob es Eingeborene Südamerikas oder Bewohner Borneos sind – mittels eines Blasrohres abschießen. Und ich vermute stark, daß die Spitze...«

»... mit dem berühmten Pfeilgift der südamerikanischen Indianer getränkt wurde«, ergänzte Hercule Poirot. »Mais enfin! Est-ce que c'est possible?«

»Nicht wahr, es klingt unglaublich?« triumphierte Clancy in glückseliger Erregung. »Ich wiederhole: Dergleichen hätte ich mir nie und nimmer träumen lassen. Daß mir, der ich Kriminalgeschichten verfasse, das wirkliche Leben so etwas beschert, das... das...« Vor Wonne fehlten ihm die Worte.

Das Flugzeug neigte sich schwach auf die Seite, und die kleine stehende Gruppe taumelte ein bißchen. Gleich darauf rollten die Räder des »Prometheus« auf der Erde dahin.

3

Henry Mitchell, der Steward, und Dr. Bryant beherrschten, die Situation nicht länger; der komisch verummte Kleine riß nämlich die Führung an sich, und er sprach mit einer Autorität und einer Bestimmtheit, daß es niemandem in den Sinn kam, ihm den Gehorsam zu verweigern.

Er tuschelte Mitchell etwas zu, worauf dieser nickte und, sich einen Weg durch die aufbruchbereiten Passagiere bahnend, breitbeinig den Durchgang versperrte, der an den Toiletten vorüber zu dem vorderen Abteil führte.

Als das rollende Flugzeug endlich zum Stehen kam, ertönte seine Stimme:

»Meine Herren und Damen, ich muß Sie leider auffordern, auf Ihren Plätzen zu bleiben und zu warten, bis ein Beamter den Tatbestand aufgenommen hat. Ich hoffe, es wird nicht allzu lange währen.«

Die meisten Fluggäste sahen die Richtigkeit dieser Anweisung wohl ein; doch eine Person erhob schrillen Widerspruch.

»Blech!« rief Lady Horbury erbost. »Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich verlange, daß man mich auf der Stelle gehen läßt.«

»Bedaure, Mylady. Ich kann keine Ausnahme machen.«

»Aber das ist widersinnig, im höchsten Grade widersinnig.« Ärgerlich stampfte Cicely mit dem Fuß auf. »Ich werde mich bei der Gesellschaft beschweren, weil man sich erdreistet, uns hier mit einer Leiche in denselben Raum zu pferchen.«

»Angenehm ist es allerdings nicht, meine Liebe«, sagte Venetia Kerr mit ihrem üblichen Näseln. »Indes fürchte ich,

daß wir uns darein schicken müssen.« Sie nahm wieder in ihrem Sessel Platz, schlug die Beine übereinander und holte ihr Zigarettenetui hervor. »Darf ich jetzt wenigstens rauchen, Steward?«

Der gescholtene Mitchell erwiderte kleinlaut: »Ich glaube nicht, daß es schaden kann.« Dann blickte er über seine Schulter nach rückwärts. Davis hatte die Passagiere des vorderen Abteils durch den Notausgang hinausgelassen und sich selbst auf die Suche nach einem Polizeibeamten begeben. Lange brauchten die ihrer Freiheit beraubten Fluggäste nicht zu warten; trotzdem aber, schien es ihnen, als sei mindestens eine halbe Stunde verstrichen, ehe eine aufrechte, militärische Gestalt in Zivil und ein uniformierter Polizist über den Platz eilten und durch die Tür, die Mitchell für sie offenhielt, in das Flugzeug kletterten. »Nun, was ist los?« forschte der eine der beiden kurz. Er lauschte Mitchells und hierauf Dr. Bryants Bericht und streifte die reglose Gestalt der Toten mit einem raschen Blick.

»Wollen Sie mir bitte folgen, meine Damen und Herren«, forderte er alsdann die kleine Gesellschaft auf, die er nicht in die Zollabfertigung, sondern in ein besonderes Büro führte. »Ich werde Sie nicht länger als unbedingt nötig belästigen«, versprach er etwas freundlicher.

»Inspektor, ich habe eine dringende geschäftliche Verabredung in London«, sagte Mr. James Ryder.

»Tut mir leid, Sir.«

»Ich bin Lady Horbury und finde es empörend, daß man mich auf diese Art festhält.«

»Tut mir leid, Lady Horbury. Es handelt sich, das werden Sie doch begreifen, um keine Kleinigkeit, vielmehr allem Anschein nach um einen Mord. Sie müssen schon ein wenig Geduld haben.«

»Das Pfeilgift der südamerikanischen Indianer«, murmelte Mr. Clancy, während ein glückliches Lächeln über sein Gesicht huschte. Und der Inspektor sah ihn mißtrauisch an.

Der französische Archäologe sprach eifrig in seiner Muttersprache, und langsam und bedächtig antwortete ihm der Beamte auf französisch. Venetia Kerr aber warf näselnd hin: »All das ist gräßlich langweilig, Inspektor, aber Sie müssen natürlich Ihre Pflicht erfüllen« – eine Bemerkung, die ihr ein höfliches »Ich danke Ihnen, Madame«, eintrug.

»Ich bitte die Damen und Herren hier zu warten, während ich ein paar Worte mit Dr. Bryant wechsele. Nach rechts, Doktor.«

»Darf ich der Unterredung beiwohnen?« fragte da der Kleine mit dem Schnurrbart.

Der Inspektor machte kehrt, eine scharfe Entgegnung auf den Lippen. Dann veränderte sich seine finstere Miene plötzlich.

»Oh, Monsieur Poirot«, sagte er erfreut. »Sie sind so eingepackt, daß ich Sie nicht erkannte. Selbstverständlich kommen Sie mit uns.«

Er ließ Bryant und Poirot den Vortritt und schloß hinter sich die Tür zum Nebenzimmer, auf deren braunes Holz sich die mißtrauischen Blicke der Zurückgebliebenen hefteten.

»Warum wird dem Zwerg etwas Besonderes gestattet?« rief Cicely Horbury giftig.

Venetia Kerr zuckte gleichmütig die Achseln. »Vermutlich einer von der französischen Polizei oder ein Zollspitzel.«

»Mir scheint, ich habe Sie schon früher mal gesehen«, redete Norman Gale schüchtern Jane an. »War es in Le Pinet?«

»In Le Pinet bin ich gewesen.«

»Ein hübscher Erdenwinkel. Ich liebe die Fichten dort.«

»Ja, sie duften so schön.«

Und dann schwiegen beide, verlegen um den nächsten Satz. Endlich gestand der junge Mann: »Ich erkannte Sie im

Flugzeug sofort wieder. Es gibt Menschen, die man nie wieder vergißt.«

»Wirklich...?« Jane Grey heuchelte die größte Überraschung.

»Meinen Sie, daß jene Frau tatsächlich ermordet wurde?« wick Norman Gale ab.

»Vermutlich«, gab Jane zurück. »Es ist sehr aufregend, aber gleichzeitig unangenehm.«

Sie schauderte ein bißchen, und Norman Gale trat beschützend ein wenig näher an sie heran.

Mr. Ryder machte in einem kleinen Notizbuch Berechnungen und zog von Zeit zu Zeit seufzend die Uhr, indes Cicely Horbury ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden klopfte und ärgerlich den hünenhaften Schutzmann betrachtete, der sich, erhaben über Ungeduld und Ärger, mit dem Rücken gegen die Verbindungstür lehnte.

Im Nebenzimmer sah Inspektor Japp lächelnd auf den kleinen Ausländer hinab. »Sie verstehen es wunderbar, stets an den unerwartetsten Stellen aufzutauchen, Monsieur Poirot.«

»Liegt der Flugplatz Croydon nicht etwas außerhalb Ihres eigentlichen Bereichs?« erkundigte sich dieser.

»Ja. Aber ich spüre einem großen internationalen Schmuggler nach. Reiner Zufall, daß ich mich hier befand. Doch nun zur Sache, die mir übrigens die erstaunlichste zu sein scheint, die ich seit Jahren erlebte. – Vor allem, Doktor, bitte ich um Ihren vollen Namen und Ihre Adresse.«

»Roger James Bryant. Spezialist für Hals- und Ohrenkrankheiten. Meine Adresse ist Harley Street 329.«

Ein stämmiger Konstabler nahm diese Aussagen zu Protokoll.

»Natürlich wird unser eigener Arzt eine Untersuchung der Leiche vornehmen«, fuhr Japp fort. »Aber wir brauchen Sie

demnächst bei der gerichtlichen Leichenschau. Können Sie mir die ungefähre Todesstunde nennen, Doktor?«

»Als ich wenige Minuten vor der Landung die Frau untersuchte, war sie schon wenigstens eine halbe Stunde tot. Eine genauere Zeit läßt sich schwer angeben; jedoch erzählte mir der Steward, er habe eine Stunde* vorher noch mit ihr gesprochen.«

»Ah, das beschränkt schon die Zeitspanne! Etwas Verdächtiges haben Sie wohl unterwegs nicht beobachtet?« Der Arzt schüttelte den Kopf.

»Und ich schlief«, sagte Poirot im Ton tiefsten Bedauerns. »In der Luft stehe ich beinahe dieselben Qualen aus wie auf der See. Deshalb hülle ich mich immer warm ein und versuche zu schlafen.«

»Irgendeine Vermutung hinsichtlich der Todesursache, Doktor?«

»Es widerstrebt mir, schon jetzt mich abschließend zu äußern. Dieser Fall erfordert eine eingehende ärztliche Untersuchung und eine Analyse.«

Japp nickte verstehend.

»Gut, Doktor. Das genügt vorläufig. Ich fürchte allerdings, Sie werden... hm... Sie werden gewisse Formalitäten über sich ergehen lassen müssen, wie alle Passagiere. Ausnahmen sind unzulässig.«

»Es ist mir sogar lieb, wenn ich Sie überzeugen kann, daß ich weder Blasrohre noch andere tödliche Waffen an meinem Körper verborgen habe«, entgegnete Dr. Bryant ernst.

»Rogers hier wird das erledigen.« Inspektor Japp nickte seinem Untergebenen zu. »Noch eins, Doktor – was befindet sich Ihrer Meinung nach an dem Ding da?« Er wies auf den mißfarbenen Dorn, der in einer kleinen Schachtel vor ihm auf dem Tisch lag.

Wiederum schüttelte der Arzt den Kopf.

»Ohne Analyse schwer zu entscheiden. Curare ist das gewöhnlich von den Eingeborenen gebrauchte, sehr rasch wirkende Gift, glaube ich.«

»Aber es ist nicht leicht erhältlich, wie?«

»Für den Laien bestimmt nicht.«

»Dann müssen wir Sie doppelt sorgfältig untersuchen«, sagte Japp, der gern einen Scherz machte.

»Rogers, los!«

Der Doktor und der Konstabler verließen gemeinsam das Zimmer.

»Wunderliche Affäre«, knurrte Japp, mit seinem Stuhl wippend, und schaute Poirot an. »Ein bißchen allzu sensationell, um wahr zu sein. Blasrohre und vergiftete Stachel in einem modernen Flugzeug – nein, es läuft auf eine Beleidigung des Verstandes hinaus.«

»Das ist eine sehr tiefsinnige Bemerkung, mon ami.«

»Etliche meiner Leute suchen das Flugzeug ab. Ein Sachverständiger für Fußspuren und ein Fotograf sind bestellt. Ich denke, wir vernehmen am besten jetzt die Stewards.«

Er schritt zur Tür und gab einen Befehl, und gleich darauf erschienen Henry Mitchell und sein jüngerer Kollege, der sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte und sich eher in einem Zustand angenehmer Erregung als des Schreckens befand.

»Setzt euch, Jungens«, forderte der Inspektor sie jovial auf. »Habt ihr die Pässe? Gut.«

Er sah sie rasch durch. »Ah, hier haben wir's! Marie Morisot – französischer Paß. Wißt ihr irgendwas über sie?«

»Ich habe sie schon früher gesehen, da sie ziemlich häufig von und nach England flog«, erklärte Mitchell.

»So...? Geschäftlich wohl?«

»Keine Ahnung, Sir.«

Auch der Jüngere erinnerte sich der Frau. »Ich traf sie beim Frühflug – ab acht Uhr von Paris«, sagte er.

»Wer von Ihnen hat sie zuletzt lebend gesehen?«

»Ich«, meldete sich Mitchell. »Als ich ihr den Kaffee servierte.«

»Machte sie da einen kranken Eindruck?«

»Ich gab nicht acht, Sir, reichte ihr nur den Zucker und die Milch, die sie ablehnte.«

»Um wieviel Uhr war das?«

»Genau kann ich es nicht sagen. Wir befanden uns über dem Kanal. Es mag zwei Uhr gewesen sein.«

»Ja, so ungefähr«, bestätigte Albert Davis die Aussage seines Kollegen.

»Wann sahen Sie die Dame dann wieder?« forschte Inspektor Japp weiter.

»Als ich die Rechnungen präsentierte.«

»Um wieviel Uhr?«

»Vielleicht eine Viertelstunde später. Ich dachte, sie sei eingeschlafen... Verdammt, damals muß sie schon tot gewesen sein.« Mitchells Stimme schwankte.

»Von dem da gewahrten Sie nichts?« fragte der Kriminalbeamte und zeigte auf den kleinen, wespenähnlichen Dorn.

»Nein, Sir.«

»Nun erzählen Sie, Davis.«

»Das letztemal, als ich sie sah, servierte ich ihr Brot und Käse. Da fehlte ihr noch nichts.«

»Wie handhaben Sie das Servieren?« mischte sich jetzt Hercule Poirot ein. »Bedient jeder von Ihnen getrennte Abteile?«

»Nein, Sir. Wir arbeiten zusammen. Die Suppe, dann Fleisch, Gemüse und Salat, dann die Nachspeise und so weiter. In der Regel servieren wir zuerst im hinteren Abteil und gehen darauf mit neuen Platten und Schüsseln in das Vorderabteil.«

Poirot nickte.

»Sprach diese Morisot mit irgendeinem der Passagiere, oder zeigte sie durch irgendeine Gebärde an, daß sie jemanden von ihnen wiedererkannte?« nahm Japp jetzt den Faden wieder auf.

»Meines Wissens nicht, Sir.«

»Was sagen Sie, Davis?«

»Mir ist nichts aufgefallen, Sir.«

»Hat sie ihren Platz während des Fluges verlassen?«

»Ich glaube nicht.«

»Und Sie können nichts, gar nichts angeben, was einen Lichtschimmer auf diesen verworrenen Fall wirft?«

Beide Männer überlegten, und beide schüttelten verneinend den Kopf. Sie konnten sich auf keine Einzelheiten mehr besinnen.

»Dann brauche ich Sie einstweilen nicht mehr. Ich sehe Sie später noch wieder.«

»Es ist eine furchtbare Sache«, meinte Henry Mitchell trübe.

»Daß es gerade passierte, als ich Dienst tat!«

»Nun, es trifft Sie ja keinerlei Vorwurf«, tröstete der Inspektor. »Aber ich pflichte Ihnen bei, daß es furchtbar ist.« Er machte eine Geste der Verabschiedung.

Doch nun beugte sich Hercule Poirot vor.

»Gestatten Sie mir eine Frage, mon ami.«

»Auch zwei, Monsieur Poirot.«

»Hat einer von Ihnen eine Wespe umherfliegen sehen?«

»Nein«, erklärten die beiden Stewards wie aus einem Munde.

»Es ist aber eine Wespe umhergeflogen. Sie lag tot auf der Untertasse eines Ihrer Passagiere.«

»Ich habe sie nicht gesehen«, beteuerte Mitchell.

»Ich ebenfalls nicht«, setzte Albert Davis hinzu.

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, griff Inspektor Japp nach den Pässen.

»Auch eine Gräfin führte der ›Prometheus‹ über den Kanal. Ich werde sie lieber nicht länger warten lassen, sonst führt sie Klage über die ›brutalen‹ Methoden der Polizei und brockt mir eine Interpellation im Parlament ein.«

Den kleinen Mann mit dem Schnauzbart kümmerte die Gräfin offenbar nicht viel.

»Sie haben doch hoffentlich eine gründliche Durchsuchung des gesamten Handgepäcks angeordnet, wie?« fragte er.

Japp zwinkerte vergnügt.

»Was hegen Sie denn für eine Meinung von uns, Monsieur Poirot...? Wir werden jenes Blasrohr schon finden, sofern ein Blasrohr vorhanden ist und uns nicht alle ein Traum öffnet. Es gemahnt freilich sehr an eine Art Nachtmahr! Oder sollte jener kleine Federfuchser plötzlich die Haut gewechselt und sich entschlossen haben, eins seiner Verbrechen in der Wirklichkeit anstatt auf dem Papier zu vollführen? Dieser Kram mit dem vergifteten Stachel klingt ganz danach.«

»... Ja, jeder wird durchsucht«, fuhr er fort, als er Poirots zweifelnde Miene wahrte, »ganz einerlei, ob die Herrschaften aufmucken oder nicht. Und jedes kleinste Kästchen, das sie mit sich führen, wird geprüft – so wahr ich hier vor Ihnen sitze!«

»Ich würde raten, eine peinlich genaue Liste von all ihren Habseligkeiten anzufertigen, mon cher.«

Inspektor Japp maß den andern mit neugierigen Augen.

»Wenn Sie es gern wollen, soll es geschehen«, versprach er, »obschon ich den Zweck nicht begreife. Wir wissen ja schließlich, wonach wir zu suchen haben.«

»Vielleicht wissen Sie es, mon ami, vielleicht. Ich aber bin keineswegs sicher. Ich halte nach etwas Ausschau, weiß indes nicht, was es ist.«

»Sie sind und bleiben der alte, Monsieur Poirot! Noch immer lieben Sie es, die Dinge verwickelter zu machen, als sie schon sind... Nun zu unserer gräflichen Dame, ehe sie vollkommen entschlossen ist, mir die Augen auszukratzen.«

Lady Horbury war jedoch merklich friedlicher geworden. Sie geruhte, einen Stuhl anzunehmen, beantwortete Japps Fragen ohne das leiseste Zaudern und gab an, die Gattin des Grafen Horbury zu sein, mit dem Wohnsitz Horbury Chase, Sussex, und Grosvenor Square 315, London. Sie kehre von Le Pinet und Paris nach London zurück; die Verstorbene sei ihr gänzlich unbekannt, und Verdächtiges habe sie während des Fluges nicht bemerkt. Überdies habe sie von ihrem Platz aus nach der anderen Richtung geschaut, so daß sich ihr keine Gelegenheit bot, zu beobachten, was sich hinter ihrem Sessel zutrug. Soweit *sie* sich erinnere, sei mit Ausnahme der Stewards niemand von dem vorderen Abteil in das hintere getreten, hingegen hätten, wenn sie ihr Gedächtnis nicht trüge, zwei der Herren des hinteren Abteils die Toiletten aufgesucht. Doch auch dies könne sie nicht mit Bestimmtheit sagen. Nein, mit einem Blasrohr habe sie niemanden hantieren sehen, und auch eine Wespe – dies galt Poirot – habe sie nicht bemerkt.

So wurde Lady Horbury entlassen und Venetia Kerr hereingerufen. Venetia Kerr, wohnhaft Little Paddocks, Horbury, Sussex, und vom Süden Frankreichs heimkehrend, wie sie angab. Sonst deckten sich ihre Aussagen mit denen ihrer Freundin, nur hatte sie gesehen, wie einer der Passagiere nach einer Wespe schlug.

»Jene Wespe scheint Sie sehr zu interessieren, Monsieur Poirot«, meinte der Inspektor, nachdem er auch Venetia Kerr entlassen hatte.

»Die Wespe ist weniger interessant als vielsagend. Finden Sie nicht?«

Japp lenkte das Gespräch in andere Bahnen.

»Wenn Sie mich fragen«, knurrte er, »so sage ich Ihnen, daß die beiden Franzosen mir nicht geheuer vorkommen. Sie waren von der Morisot nur durch den Gang getrennt und sind schäbig aussehende Gesellen. Und ihr alter, verbeulter Koffer ist mit ausländischen Etiketten förmlich gepflastert. Sollte mich gar nicht wundernehmen, wenn sie in Borneo oder Südamerika gewesen wären! Einen Beweggrund für den Mord verraten allerdings weder ihre Koffer noch die bunten Schilder; aber wir werden deswegen die Pariser Sûreté hinzuziehen. Glauben Sie mir, Monsieur Poirot, jene beiden Rauhbeine sind ein guter Fang.«

Hercule Poirot schmunzelte.

»Daß sie in Borneo oder Südamerika gewesen sein können, will ich nicht abstreiten. Sonst aber muß ich Sie auf einen Irrtum aufmerksam machen. Jene beiden Männer sind keine Rauhbeine, keine Mörder. Es sind im Gegenteil zwei sehr bedeutende Archäologen.«

»Sie wollen mir wohl einen Bären aufbinden?«

»Durchaus nicht. Ich kenne sie vom Ansehen sehr gut. Armand Dupont und sein Sohn Jean haben vor gar nicht langer Zeit erst sehr interessante Ausgrabungen in Persien, nicht weit vom alten Susa entfernt, geleitet.«

»Donnerwetter!« Inspektor Japp suchte die betreffenden Pässe heraus. »Wahrhaftig, es stimmt! Danach sehen sie aber wirklich nicht aus.«

»Weltberühmten Männern sieht man ihre Leistungen selten an.

Ich selbst zum Beispiel, ich, Hercule Poirot, bin sogar einmal für einen Friseur gehalten worden.«

»Nicht möglich!« rief Japp, indes sich sein Mund zu einem breiten Grinsen verzog. »Herein also, mit unseren hervorragenden Archäologen!«

Dupont erklärte, die Verstorbene nicht gekannt zu haben. Wegen einer eifrigen wissenschaftlichen Erörterung habe er auf seine Umgebung nicht geachtet und seinen Platz nicht verlassen. Dann habe gegen Ende des Mittagessens eine Wespe sie umschwirrt, die von seinem Sohn getötet worden sei.

Jean Dupont bestätigte dies. Die Wespe habe ihn belästigt, und deshalb habe er sie erschlagen. Der Gegenstand ihrer Diskussion? Die prähistorische Keramik des Nahen Ostens.

Mr. Clancy, der als nächster verhört wurde, kam nicht so glimpflich davon, denn nach Ansicht des Inspektors wußte er zu viel über Blasrohre und vergiftete Dornen Bescheid.

»Haben Sie jemals selbst ein Blasrohr besessen?«

»Ja... ja, das kann ich nicht leugnen.«

»So!«

»Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Inspektor«, sagte der kleine Clancy, beinahe quiekend vor Erregung. »Der Anlaß ist durchaus unverfänglich. Ich kann erklären...«

»Seien Sie versichert, daß Sie es erklären werden«, fauchte Japp ihn an.

»Ich schrieb ein Buch, in dem der Mord auf diese Weise begangen wurde.«

»So, so!«

Wieder diese drohende Betonung. Mr. Clancy fuhr eiligst fort: »Es drehte sich alles um Fingerabdrücke – Sie verstehen wohl, Inspektor? Ich bedurfte eines Beispiels, das die Stelle erläuterte... ich meine... ich meine die Fingerabdrücke... die Stelle der Fingerabdrücke auf dem Blasrohr, meine ich«, stotterte der Kleine. »Und da ich solch ein Ding zufällig sah – in einem Laden am Charing Cross Road –, kaufte ich es. Es ist schon zwei Jahre her, und einer meiner Freunde blies für mich... nur wegen der Fingerabdrücke, um die rechte Stelle zu finden. Nicht wahr, Sie begreifen. Inspektor? Ich kann Ihnen

auch den Titel des fraglichen Buches nennen: ›Die scharlachrote Blüte‹, und den Namen meines Freundes ebenfalls.«

»Haben Sie das Blasrohr behalten?«

»Nun...ich denke, ja.«

»Und wo befindet es sich jetzt?«

»Wo? Es wird irgendwo stecken.«

»Was heißt irgendwo, Mr. Clancy?« schnarrte der Kriminalbeamte.

»Ich... ich weiß es wirklich nicht genau, Inspektor. Ich bin kein sehr ordentlicher Mensch.«

»Sie haben es doch nicht etwa bei sich?«

»Bestimmt nicht. Mindestens sechs Monate habe ich es nicht gesehen.«

Inspektor Japp umfing sein Opfer mit einem Blick eisigen Argwohns und setzte dann das Verhör fort.

»Sind Sie während des Fluges einmal aufgestanden?«

»Nein... oder... ja, ja, ich stand auf.«

»Und wohin gingen Sie?«

»Ich holte das Kursbuch mit den kontinentalen Zugverbindungen aus meinem Regenmantel, der zusammen mit Handtaschen und Decken hinten unweit des Eingangs lag.«

»So kamen Sie dicht an der Verstorbenen vorüber?«

»Ich... glaube, Inspektor. Aber das war viel früher, ehe ihr etwas zugestoßen sein kann. Ich hatte gerade meine Brühe getrunken.«

Weitere Fragen wurden verneinend beantwortet. Mr. Clancy hatte, völlig mit der Ausarbeitung eines lückenlosen, quer durch Europa führenden Alibis beschäftigt, nichts Verdächtiges bemerkt.

»Alibi, he?« wiederholte der Inspektor finster, und Hercule Poirot fuhr mit seiner ewigen Frage nach der Wespe dazwischen.

Ja, eine Wespe hatte Mr. Clancy wahrgenommen, weil er selbst von ihr belästigt wurde. Und er fürchtete sich vor Wespen. Wann? Nun, kurz nachdem der Kaffee serviert worden war.

Dann gestattete Japp Mr. Clancy, sich zu entfernen, und mit sichtlicher Erleichterung kam er dieser Erlaubnis nach.

»Fauler Zauber!« urteilte der Inspektor. »Erstens besaß er ein Blasrohr, und zweitens schlotterte er ja vor Angst!«

»Daran ist Ihre behördliche Strenge schuld, mein guter Japp.«

»Strenge? Niemand braucht sich vor uns zu ängstigen, wenn er die Wahrheit spricht«, sagte der Scotland-Yard-Beamte von oben herab, worauf Poirot mit schief geneigtem Kopf ihn ein Weilchen mitleidig betrachtete.

»Mir scheint fast, Sie glauben, was Sie da eben sagten!«

»Natürlich glaube ich es. Und es entspricht auch den Tatsachen. Jetzt also ist Norman Gale an der Reihe.«

Gale, von Beruf Zahnarzt, wohnte gemäß seiner Aussage Shepherd's Avenue 14, Muswell Hill. Er kehrte von einem in Le Pinet verbrachten Urlaub zurück und hatte anschließend einen Tag in Paris verlebt, um sich über verschiedene neue zahnärztliche Instrumente zu orientieren.

Die Verstorbene war ihm unbekannt, und Verdächtiges war ihm während der Reise nicht aufgefallen, zumal er mit dem Gesicht nach der entgegengesetzten Richtung saß. Einmal hatte er sich unterwegs nach der Toilette begeben, doch hatte er dann sofort wieder seinen Platz aufgesucht, sich also dem hinteren Teil des Flugzeuges nicht genähert. Eine Wespe...? Er verneinte diese Frage Poirots.

Ihn löste James Ryder ab, etwas nervös und schroff in seinen Manieren. Von einer Geschäftsreise heimkehrend, hatte er zwar den Platz unmittelbar vor der toten Frau innegehabt, aber sie nicht sehen können. Dazu wäre es nötig gewesen, aufzustehen und über die Lehne des Sessels zu schauen.

Gehört hatte er nichts, keinen Schrei und keinen Ausruf. Außer den Stewards war niemand nach hinten gekommen. Die beiden Franzosen, die schräg vor ihm saßen, hatten sich ununterbrochen eifrig unterhalten, und gegen Ende der Mahlzeit hatte der jüngere eine Wespe getötet. Ein Blasrohr kannte Mr. Ryder nicht; infolgedessen sah er sich außerstande zu sagen, ob er eins während des Fluges gesehen habe oder nicht...

In diesem Augenblick pochte es an der Tür, und ein Polizist trat über die Schwelle, unverhohlenen Triumph in seinem Gebaren.

»Der Sergeant hat soeben dies entdeckt, Sir«, verkündete er. »Ich dachte, es würde Ihnen lieb sein, sofort davon zu erfahren.«

Er legte den Fund auf die Tischplatte und befreite ihn sorgfältig von dem umhüllenden Taschentuch. »Soweit ersichtlich, sind keine Fingerabdrücke vorhanden. Dennoch empfahl mir der Sergeant Vorsicht an.«

Inspektor Japp schnaufte laut, denn was vor ihm lag, war zweifellos das Blasrohr eines Wilden.

»Dann ist es also wahr? Bei Gott, ich glaubte nicht recht daran.«

Interessiert beugte sich Mr. Ryder nach vorn.

»Gelesen hatte ich von solchen Dingen, aber nie eins zu Gesicht bekommen. Nun, jetzt vermag ich Ihre Frage zu beantworten: nein, ich sah keinen meiner Mitreisenden mit einem Blasrohr hantieren.«

»Wo wurde es gefunden?« wandte sich Japp an seinen Untergebenen, der sofort eine dienstliche Haltung eingenommen hatte.

»An unsichtbarer Stelle hinter einen der Sitze geklemmt.«

»Hinter welchen Sitz?«

»Nr. 9.«

»Oh, la-la!« rief Poirot in seiner Muttersprache. »C'est drole!«

Inspektor Japp drehte sich ihm zu.

»Was soll daran drollig sein?«

»Nr. 9! Das war mein Sitzplatz.«

»Der Ihrige? Na, das bringt Sie aber in ein recht merkwürdiges Licht«, erklärte James Ryder unverfroren.

Der Inspektor runzelte die Stirn. »Danke, Mr. Ryder. Ihre Aussagen genügen mir.«

Als die Tür hinter dem Zeugen ins Schloß schnappte, glätteten sich die Falten des Unmuts auf Japps Stirn, und belustigt schlug er sich auf die Schenkel.

»Ist es Ihr Werk, alter Knabe?«

»Mon ami«, erwiderte Poirot mit Würde, »wenn ich einen Mord begehe, wird es nicht mit dem Pfeilgift der südamerikanischen Indianer geschehen.«

»Ja, es ist ein bißchen kunstlos«, gab der andere zu.

»Trotzdem hat der Täter ein erstaunliches Wagnis auf sich genommen. Es muß ein vollkommen Wahnwitziger gewesen sein... Wen haben wir jetzt noch zu verhören? Ah, nur das junge Mädchen Jane Grey – hm, klingt wie ein Geschichtenbuch.«

»Sie ist ein hübsches Mädchen«, versetzte Hercule Poirot.

»Schau, schau, Sie Schwerenöter! Die ganze Zeit haben Sie also nicht geschlafen?«

»Sie war hübsch – und nervös.«

»Nervös? Oho!«

»Mein lieber Freund, wenn ein Mädchen nervös ist, steckt gewöhnlich ein junger Mann dahinter, nicht ein Verbrechen.«

»Vielleicht haben Sie recht.«

Jane Grey beantwortete die ihr gestellten Fragen unbefangen genug. Sie sei im Frisiersalon Antoine in der Bruton Street beschäftigt und wohne Harrogate Street 10, NW 5. Augenblicklich kehre sie von Le Pinet zurück.

Weitere Fragen offenbarten Japp die Geschichte mit dem Sweepsteak-Los.

»Sie sollten verboten werden, diese irischen Sweeps«, grollte er.

»Ich finde sie wundervoll«, erklärte Jane. »Haben Sie jemals eine halbe Krone auf ein Pferd gesetzt?«

Inspektor Japp wurde rot und schaute etwas verwirrt auf die Tischplatte hinab. Nach einer Pause nahm er das Verhör wieder auf, in dessen Verlauf Jane Grey gestand, daß sie die Tote zwar nicht kenne, aber daß sie ihr in Le Bourget aufgefallen sei.

»Und weshalb fiel sie Ihnen auf?«

»Weil sie so entsetzlich häßlich war«, entgegnete Jane wahrheitsgemäß. Weitere wertvolle Bekundungen konnte sie nicht machen, so daß Japp sie kurz nachher entließ.

Nun versank er wieder in Grübeleien über das Blasrohr.

»Das übertrumpft noch den schlimmsten Kriminalroman! Nach wem müssen wir jetzt fahnden? Nach einem Mann, der in jenem Teil der Welt, woher dies Ding da stammt, Reisen unternahm. Und woher stammt es? Nur ein Fachmann kann es entscheiden. Es mag malaiisch, südamerikanisch oder afrikanisch sein.«

»Ursprünglich ja«, antwortete Poirot. »Doch wenn Sie es genau betrachten, werden Sie ein mikroskopisch kleines Stückchen Papier entdecken, das ich für das Überbleibsel eines Preisetiketts halte. Ich möchte behaupten, daß dieses Blasrohr von den Wilden in irgendeinen Kuriositätenladen gelangte. Das würde unsere Suche erleichtern. Noch eine Frage.«

»Bitte.«

»Jene Liste über die Sachen der Passagiere werden Sie doch bestimmt anfertigen lassen?«

»Meinetwegen! Wichtig dünkt es mich jetzt nicht mehr. Legen Sie denn so viel Wert darauf?«

»Mais oui. Ich bin ganz konfus, Japp. Wenn ich etwas fände, das mir weiterhülfe...«

Der Inspektor hörte nicht auf Poirots Worte. Er untersuchte das abgerissene Preisschild.

»Clancy beichtete, daß er ein Blasrohr gekauft habe. Oh, diese verfluchten Schreiber von Kriminalromanen! Immer stellen sie die Polizei als Narren hin, die alles verkehrt anpacken. Nun, wenn ich zu meinen Vorgesetzten das, sagte, was diese Inspektoren der Kriminalromane zu den ihrigen sagen, so würde ich morgen aus Scotland Yard hinausfliegen. Eine ganz unwissende Bande, diese Tintenkleckser! Aber diesen blöden Mord könnte sehr wohl einer von ihnen vollführt haben, der sich nun obendrein noch einbildet, er würde uns entwischen...«

Die Voruntersuchung wegen des jähen Ablebens Marie Morisots fand vier Tage später statt, und der Verhandlungssaal war infolge der ungewöhnlichen Begleitumstände, die die Öffentlichkeit aufhorchen ließen, überfüllt. Als erster Zeuge wurde ein großer, betagter Franzose vernommen: Maitre Alexandre Thibault, der das Englische zwar etwas schwerfällig, aber grammatikalisch ganz korrekt sprach.

Nach den einleitenden Fragen forschte der Vorsitzende: »Sie haben den Leichnam der Verstorbenen in Augenschein genommen. Erkennen Sie dieselbe?«

»Gewiß. Es ist meine Klientin Marie Angeliqne Morisot.«

»Dieser Name ist im Paß verzeichnet. War sie noch unter einem anderen Namen bekannt?«

»Ja. Als Madame Giselle.«

Ein Raunen der Erregung lief durch die Reihen des Publikums, und neuigkeitslüsterne Reporter zückten ihre Federn.

»Wollen Sie uns bitte genau darlegen, wer diese Madame Morisot oder Madame Giselle war?« fragte der Vorsitzende.

»Madame Giselle – ich gebrauche den Namen, unter dem sie ihre Geschäfte tätigte – ist eine der bekanntesten Geldverleiherinnen von Paris gewesen.«

»Wo übte sie ihre Geschäftstätigkeit aus?«

»Rue Joliette, Nr. 3. Ihre Wohnung befand sich im gleichen Hause.«

»Die Verstorbene soll häufig Reisen nach England unternommen haben. Griffen ihre Geschäfte bis über den Kanal hinüber?«

»Jawohl. Viele ihrer Klienten waren Engländer. Sie gehörten meist den hohen Gesellschaftskreisen oder der hohen Beamtenklasse an, und es handelt sich um Fälle, die äußerste Diskretion erforderten.«

»Madame Giselle stand also in dem Ruf, strengste Verschwiegenheit zu wahren?«

»Ja.«

»Darf ich Sie fragen, ob Sie in ihre verschiedenen geschäftlichen Transaktionen eingeweiht sind?«

»Nein. Ich erledigte nur ihre juristischen Angelegenheiten. Die Geschäfte führte Madame Giselle, eine ungemein kluge Frau und eine im öffentlichen Leben sehr bekannte Erscheinung, ganz allein.«

»War sie nach Ihrer Ansicht zur Zeit ihres Todes reich?«

»Sehr reich.«

»Hatte sie Feinde?«

»Mir sind keine bekannt.«

Maitre Thibault machte nunmehr Henry Mitchell Platz.

»Ihr Name ist Henry Charles Mitchell, und Sie wohnen Shoebblack Lane 11, in Wandsworth, ja?« fragte ihn der Vorsitzende.

»Ja, Sir.«

»Sie sind Obersteward auf dem Flugzeug ›Prometheus‹, das den Universal Airlines gehört und das die Verstorbene am letzten Dienstag benutzte. Waren Sie der Dame bereits früher einmal begegnet?«

»Ja, Sir. Vor sechs Monaten tat ich auf dem Flugzeug Dienst, das morgens um 8 Uhr 45 von Paris abgeht. Sie ist ein- oder zweimal mit ihm gereist.«

»Haben Sie jemals den Namen Madame Giselle nennen hören?«

»Nein, Sir.«

»Bitte beschreiben Sie die Vorfälle am Dienstag.«

»Ich hatte das Mittagessen serviert, Sir, und kam mit den Rechnungen. Da ich irrtümlicherweise glaubte, die Dame sei eingeschlafen, störte ich sie nicht, sondern geduldete mich bis fünf Minuten vor der Landung. Dann erst entdeckte ich, daß sie tot oder schwer erkrankt war, und sah mich daher nach einem Arzt um. Dieser sagte...«

»Halt! Darüber werden wir Dr. Bryants Zeugnis vernehmen. Schauen Sie sich jetzt dies an.« Der Vorsitzende reichte Mitchell das Blasrohr, das dieser nur zimperlich anfaßte. »Haben Sie es schon vorher gesehen?«

»Nein, Sir.«

»Sie sahen es bestimmt nicht in der Hand irgendeines Passagiers?«

»Bestimmt nicht, Sir.«

»Albert Davis!« rief der Vorsitzende.

Der jüngere Steward trat vor.

»Albert Davis, wohnhaft Barcome Street 23, Croydon, bei den Universal Airlines angestellt, nicht wahr?«

»Jawohl.«

»Wann erfuhren Sie zuerst von der Tragödie, die sich am Dienstag auf dem ›Prometheus‹ zutrug?«

»Mitchell sagte mir, er fürchte, daß einer der Damen etwas zugestoßen wäre.«

Jetzt wanderte das Blasrohr zu Davis hinüber, der ebenfalls versicherte, es nie zuvor erblickt zu haben.

»Gut. Dann können Sie abtreten... Dr. Roger Bryant, bitte.«

Nachdem der Arzt wie die früheren Zeugen Namen und Adresse genannt hatte, erhielt er die Aufforderung, er möge berichten, was sich an dem betreffenden Dienstag zugetragen hätte.

»Kurz vor Croydon kam zu mir der Obersteward mit der Frage, ob ich Arzt sei«, begann Dr. Bryant. »Als ich es bejahte, teilte er mir mit, daß es einem der Passagiere nicht gutgehe,

worauf ich ihm folgte. Die betreffende Dame lag zusammengesunken in ihrem Sessel und mußte, wie ich feststellte, schon geraume Zeit tot gewesen sein.«

»Wie lange schon, Dr. Bryant?«

»Immerhin schon eine halbe Stunde. Zwischen einer halben und einer Stunde, schätze ich.«

»Sie bemerkten eine winzige Punktur an der Seite des Halses, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich danke Ihnen... Dr. James Whistler.«

Dr. Whistler, der Bezirkspolizeiarzt, war ein hageres Männchen, das sich folgendermaßen äußerte:

»Dienstag, den 18. September, wurde ich kurz nach drei Uhr zum Flugplatz Croydon gerufen, wo man mir auf dem ›Prometheus‹ den Leichnam einer Frau mittleren Alters zeigte. Der Tod hatte sie, so möchte ich behaupten, ungefähr eine Stunde zuvor ereilt. Ich gewahrte an der Seite des Halses ein rundes Pünktchen, direkt auf der Halsader, das sowohl ein Wespenstich als auch der mir vorgelegte Dorn verursacht haben konnte. Späterhin nahm ich im Leichenhaus eine eingehende Untersuchung vor und gelangte zu der Ansicht, daß der Tod durch Einführung, eines starken Giftes in den Blutstrom bewirkt wurde. Das Gift rief eine sofortige Lähmung des Herzens hervor, das heißt also, daß der Tod auf der Stelle eintrat.«

»Sind Sie imstande, uns das Gift zu nennen?«

»Es war ein in meiner Praxis noch nicht vorgekommenes Gift.«

Die Reporter, aufmerksam lauschend, kritzelten: »Gift, das dem Polizeiarzt trotz seiner langjährigen Praxis unbekannt ist.«

»Danke«, sagte der Vorsitzende. »Bitte, Mr. Henry Winterspoon.«

Es meldete sich ein hochgewachsener, verträumt dreinschauender Mann, den man wohl für gutmütig, doch schwerlich für intelligent gehalten hätte, und das Publikum staunte nicht wenig, als es erfuhr, daß Mr. Winterspoon der erste Analytiker der Regierung und eine weltberühmte Autorität auf dem Gebiete seltener Gifte sei.

Der Vorsitzende hob den verhängnisvollen Dorn auf und fragte, ob der Zeuge ihn kenne.

»Gewiß. Er wurde mir zur Analyse eingesandt.«

»Und das Ergebnis der Analyse?«

»Nach meiner Ansicht ist der Dorn ursprünglich mit einer Lösung von Curare, dem Pfeilgift gewisser wilder Stämme, getränkt worden.«

Hurtig eilten die Federn der Pressevertreter über das Papier, während der Vorsitzende die neue Frage stellte:

»Wenn ich Sie recht verstehe, hat also das Pfeilgift Curare den Tod verursacht?«

»Keineswegs«, widersprach Mr. Winterspoon. »Von dem ursprünglichen Präparat fand ich sozusagen nur noch einen Hauch. Wie meine Analyse ergab, wurde der Dorn kürzlich in das Gift von Dispholidus Typus, einer sehr gefährlichen Baumschlange, getaucht. Sie ist in Afrika heimisch und hat das allerstärkste Gift. Seine Wirkung auf Menschen ist nicht bekannt; doch bekommen Sie eine Vorstellung von der Stärke ihres Giftes, wenn ich Ihnen sage, daß man es einer Hyäne einspritzte und daß die Hyäne starb, noch ehe die Nadel herausgezogen werden konnte. Das Gift verursacht eine unmittelbare Blutung unter der Haut und paralysiert das Herz.«

»Haben Sie je gehört, daß es in einem Fall vorsätzlicher Vergiftung angewandt wurde?«

»Niemals.«

»Ich danke Ihnen, Mr. Winterspoon.«

Sergeant Wilson berichtete über die Entdeckung des von Fingerspuren freien Blasrohrs. Man hatte mit ihm und dem Dorn dann Experimente angestellt, wobei der letztere bis zu zehn Meter weit geflogen war.

»Mr. Hercule Poirot.«

Der kleine Ausländer zeigte sich sehr zurückhaltend, gab an, daß er nichts Absonderliches bemerkt, allerdings den Dorn entdeckt habe, und zwar an einer Stelle, wohin er sehr wohl von dem Nacken der Toten heruntergefallen sein könne.

»Gräfin Horbury«, rief der Vorsitzende.

Und die Reporter kritzelten: »Gattin eines englischen Aristokraten als Zeugin in dem Flugzeug-Mordfall.« Jene, die für Frauenzeitschriften schrieben, fügten noch hinzu: »Gräfin Horbury, die vor ihrer Heirat Cicely Bland hieß, trug ein elegantes schwarzes Kleid, einen kleinen Hut und einen Fuchspelz.«

Dem Publikum gefiel die schicke, anmutige junge Frau, wenngleich ihr Zeugnis äußerst dürftig war: Sie hatte nichts wahrgenommen und die Verstorbene nie vorher gesehen.

Venetia Kerr, die nach ihr aufgerufen wurde, fand weniger Beifall. Trotzdem schrieben einige unermüdliche Neuigkeitslieferanten: »Lord Cottesmores Tochter, in einfachem, gutgeschnittenem Mantel, gleichfarbigem Rock und moderner, sportlicher Bluse, bei der Voruntersuchung.«

James Ryder, leitender Direktor der Ellis Vale Cement Co. zog sich bald nach seinen ersten Antworten eine Rüge des Vorsitzenden zu. Er war reichlich cholerisch und nahm leicht übel...

»Sie saßen auf dem Sessel Nr. 4, unmittelbar vor der Verstorbenen, wie?« forschte dieser, und heftig fuhr Mr. Ryder auf: »Na, und wenn es der Fall gewesen wäre?«

»Sprechen Sie gefälligst in einem andern Ton mit mir, mein Herr! Sie saßen also im Sessel Nr. 4, von wo Sie so gut wie jeden im Abteil sehen konnten.«

»Falsch! Auf meiner Seite konnte ich überhaupt keinen sehen«, erklärte der Zeuge. »Die Sitze haben viel zu hohe Rückenlehnen.«

»Aber wenn einer der Passagiere in den Mittelgang getreten wäre – also eine Stellung eingenommen hätte, die ihn befähigte, mit dem Blasrohr auf die Verstorbene zu zielen –, das würden Sie doch gesehen haben?«

»Gewiß.«

»Stand jemand der vor Ihnen Sitzenden von seinem Platz auf?«

»Ja, der Herr, der zwei Reihen vor mir saß, ging zur Toilette.«

»Also entfernte er sich von Ihnen und der Toten?«

»Ja.«

»Und hinterher ging er direkt wieder auf seinen Platz zurück?«

»Ja.«

»Trug er etwas in der Hand?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher.«

»Stand sonst noch jemand auf?«

»Ja, der Mann vor mir. Er begab sich bis zum Ende des Flugzeuges.«

»Ich protestiere«, quiekte Mr. Clancy, von seiner Bank aufspringend. »Das geschah früher, viel früher – so gegen ein Uhr.«

»Setzen Sie sich bitte«, beschwichtigte ihn der Vorsitzende. »Sie kommen gleich an die Reihe. Weiter, Mr. Ryder. Sahen Sie, ob der Herr etwas in der Hand hatte?«

»Ich glaube, einen Füllfederhalter. Und als er zurückkehrte, ein gelbliches Buch.«

»Haben Sie selbst auch Ihren Platz verlassen?«

»Jawohl, ich nahm mir die Freiheit, zur Toilette zu gehen. Aber ohne Blasrohr!«

»Mr. Ryder, Sie schlagen wieder diesen sehr unziemlichen Ton an!« rief der Vorsitzende empört. »Im übrigen genügt Ihre Aussage.«

Hierauf legte Norman Gale, der Zahnarzt, Zeugnis ab – ein Zeugnis von durchaus nichtssagender Art. Und endlich wurde der entrüstete Mr. Clancy gehört, dessen die Reporter mit den Worten gedachten: »Sehr bekannter Autor gesteht Kauf tödlicher Waffe. Sensation im Gerichtshof.«

Allein, die Sensation war vielleicht ein bißchen verfrüht.

»Ja, Sir«, sagte Mr. Clancy schrill, »ich kaufte ein Blasrohr. Und noch mehr: ich habe es heute mitgebracht. Daher erhebe ich auch schärfsten Protest gegen die Mutmaßung, daß das Blasrohr, mit dem man das Verbrechen beging, das meinige war. Hier ist mein Blasrohr.« Mit kühnem Schwung legte er es vor den Vorsitzenden hin.

»Zweites Blasrohr im Gerichtssaal«, schrieben die Presseleute.

Doch der Vorsitzende gab Mr. Clancy noch nicht frei. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß er geladen worden sei, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, und nicht, um eine völlig der eigenen Phantasie entsprungene Beschuldigung zurückzuweisen. Dann folgte ein Verhör über die Ereignisse auf dem »Prometheus«, das keine nennenswerten Erfolge zeitigte. Er selbst – dies setzte Mr. Clancy sehr weitschweifig auseinander – war restlos von den Tücken und Eigentümlichkeiten des ausländischen Zugverkehrs und den Schwierigkeiten des Vierundzwanzig-Stunden-Systems in Anspruch genommen gewesen, so daß er auf seine Umgebung

nicht achtete. Sämtliche Insassen des Flugzeuges hätten, so erläuterte er, mit Schlangengift gefüllte Dorne aus Blasrohren in die Luft schießen können, er, Mr. Clancy, würde es nicht bemerkt haben.

Miss Jane Grey, die Friseurin, setzte die Reporterfedern nicht in Bewegung.

Dann folgten die beiden Franzosen.

Armand Dupont erklärte, daß er sich infolge einer Einladung der Königlich Asiatischen Gesellschaft nach London begeben habe, um dort einen Vortrag zu halten. Er und sein Sohn seien auf die Verstorbenen erst aufmerksam geworden, als die Entdeckung von ihrem Ableben die Gemüter erregt habe.

»Kannten Sie diese Madame Morisot oder Madame Giselle von Ansehen?«

»Nein, Monsieur.«

»Sie soll aber in Paris eine bekannte Erscheinung gewesen sein.«

Der alte Dupont zuckte die Schultern.

»Vielleicht. Ich habe mich in letzter Zeit wenig in Paris aufgehalten.«

»Wie ich höre, sind Sie kürzlich aus dem Orient zurückgekehrt?«

»Jawohl, aus Persien.«

»Sie und Ihr Sohn sind wohl ziemlich weitgereist, haben wohl auch die Länder wilder Völker besucht?«

»Ja.«

»Haben Sie je eine Menschenrasse angetroffen, die Schlangengift für ihre Pfeile benutzt?«

»Nie.«

Die Aussage des Sohnes war eine Wiederholung der väterlichen Bekundungen. Nur erwähnte er dann noch die Wespe, die ihn belästigte und die er deshalb getötet habe.

Weitere Zeugen gab es nicht, und so räusperte sich der Vorsitzende und wandte sich an die Geschworenen.

»Dies ist, meine Herren, bestimmt der seltsamste und unglaublichste Fall, mit dem sich je eine Voruntersuchung zu befassen hatte. Eine Frau wurde hoch oben in der Luft, in einem kleinen, festverschlossenen Raum, ermordet, denn Selbstmord oder Unfall scheiden aus. Notwendigerweise befindet sich der Mörder oder die Mörderin unter den Zeugen, die wir im Laufe des heutigen Vormittags gehört haben, mit anderen Worten, einer von ihnen hat in der frechsten, abscheulichsten Art gelogen.

Das Verbrechen wurde mit einer unvergleichlichen Verwegenheit begangen. In Anwesenheit von zehn oder – wenn wir die Stewards mitrechnen – von zwölf Zeugen setzte der Mörder ein Blasrohr an die Lippen und schickte den todbringenden Dorn durch die Luft. Und nichtsdestoweniger hat niemand die Tat beobachtet.

Angesichts des gänzlichen Fehlens von Belastungsmaterial, das irgendeine bestimmte Person beschuldigen würde, kann ich die Geschworenen nur ersuchen, eine Mordanklage gegen Unbekannt auszusprechen. Jeder Anwesende hat die Bekanntschaft mit der Verstorbenen geleugnet. Nun, jetzt liegt es der Polizei ob, herauszufinden, wie und wo eine Verbindung zu ihr bestand. Ich bitte Sie, meine Herren, nunmehr über das Verdikt zu beratschlagen.«

Einer der Geschworenen, ein vierschrötiger Mann mit kleinen, mißtrauisch funkelnden Augen, wandte sich an den Vorsitzenden.

»Darf ich eine Frage stellen, Sir?«

»Gewiß.«

»Wer hatte den Platz inne, auf dem das Blasrohr entdeckt wurde?«

Der Vorsitzende wollte die Akten zu Rate ziehen, als Sergeant Wilson an ihn herantrat:

»Sir, auf dem betreffenden Platz saß Monsieur Hercule Poirot, ein sehr bekannter und geachteter Privatdetektiv, der verschiedentlich mit Scotland Yard zusammengearbeitet hat.«

Hierauf suchten die Blicke des Vierschrötigen Poirots Gesicht und blieben mit einem Ausdruck, der alles andere als Befriedigung verriet, an dem langen Schnurrbart des Belgiers haften. »Ausländern«, sagten die mißtrauischen Äuglein, »darf man nicht trauen, selbst wenn sie mit der Polizei ein Herz und eine Seele sind!«

Und der Mund sprach laut:

»War es nicht jener Monsieur Poirot, der den Stachel vom Fußboden aufblas?«

»Ja.«

Die Geschworenen zogen sich zurück, um schon nach fünf Minuten wiederzukehren, und ihr Obmann händigte dem Vorsitzenden ein Blatt Papier aus.

»Wie...?« Befremdet blickte dieser auf das Dokument, und eine tiefe Furche bildete sich zwischen seinen Brauen. »Unsinn! Diesen Spruch kann ich nicht als gültig annehmen.«

Etliche Minuten später hielt er ein neues in Händen.

»Wir sind zu der Ansicht gelangt«, hieß es darin, »daß die Verstorbene ihren Tod durch Gift fand und daß die Beweise nicht ausreichen, um zu erhellen, wer ihr das Gift verabfolgte.«

Als Jane Grey die Stufen des Gerichtsgebäudes hinabschritt, gesellte sich Norman Gale zu ihr.

»Für mein Leben gern möchte ich wissen, was auf dem Papier stand, dessen Annahme der Vorsitzende verweigerte«, gestand er.

»Das kann ich Ihnen, glaube ich, sagen«, erklang hinter ihnen eine Stimme.

Das junge Paar schnellte herum und blickte in die listigen Augen Hercule Poirots.

»Es war ein Spruch, der mich des vorsätzlichen Mordes zieh«, erklärte der Detektiv. Absichtlich drückte er sich gekünstelt aus.

»Oh... nein, nein!« wehrte Jane.

Doch Poirot nickte vergnügt.

»Mais oui, Mademoiselle. Gerade eben hörte ich einen Mann aus dem Publikum zu seinem Freund sagen: ›Verlaß dich darauf – jener kleine Ausländer hat sie auf dem Gewissen!‹ Und die Geschworenen dachten dasselbe.«

Jane Grey schwankte, ob sie ihr Beileid bezeigen oder lachen sollte. Sie entschied sich für das letztere, und Poirot stimmte herzlich in ihr Lachen ein. »Doch jetzt muß ich mich an die Arbeit begeben und mich von dem Verdacht reinigen«, erklärte er und trippelte nach einer liebenswürdigen Verbeugung davon.

»Ein verdrehter Kauz!« meinte der Zahnarzt, während er und das junge Mädchen dem sich eilig Entfernenden nachsahen. »Nennt sich Detektiv. Möchte wohl wissen, wie der etwas auskundschaften will. Jeder Verbrecher erkennt ihn auf

meilenweite Entfernung, und wenn er sich auch zu verkleiden trachtet.«

»Sind Ihre Ansichten über Detektive nicht etwas veraltet?« entgegnete Jane gedehnt. »Falsche Bärte und ähnliches benutzt man in unserer Zeit wohl kaum noch, heutzutage setzen sich die Detektive hübsch hin, um einen Fall psychologisch zu erfassen.«

»Bestimmt weniger anstrengend!«

»Körperlich wohl. Aber man braucht dazu ein kühles, klares Hirn.«

»Ja, ein hitziges, verworrenes würde nichts taugen.«

Sie lachten beide.

»Hören Sie«, begann Gale, und eine leichte Röte färbte seine Wangen. Dann fing er den Satz von neuem an. »Wir könnten doch... ich meine, es wäre doch sehr nett, wenn Sie mir das Vergnügen machten, eine Tasse Tee mit mir zu trinken? Unglücksgefährten und...«

Er hielt inne und zürnte mit sich selbst: »Was heißt das, du Narr? Kannst du nicht ohne Stottern und ohne Rotwerden ein Mädchen zum Tee einladen? Was soll es denn von dir denken?«

Seine Verwirrung diente dazu, Janes Kaltblütigkeit zu steigern.

»Einen Tee tränke ich ganz gern.«

Sie fanden eine Teestube, die beinahe leer war, wodurch nach Gales Ansicht ihr Zusammensein an Vertraulichkeit gewann. Jane streifte ihre Handschuhe ab und begutachtete über den Tisch hinweg abermals ihren Gefährten. Ja, er war anziehend – mit seinen blauen Augen und jenem Lächeln. Und nett war er obendrein.

»Es ist eine sonderbare Geschichte«, sagte Gale, sich hastig in ein Gespräch stürzend, denn noch immer fühlte er sich von dieser albernen Befangenheit nicht ganz frei. »Den Mord meine ich.«

»Ich weiß. Mich bedrückt er insofern, als ich nicht ahne, wie mein Chef sich dazu stellt. Mr. Antoine will vielleicht keine Angestellte beschäftigen, die in einen Mordfall verwickelt und als Zeugin vorgeladen wurde.«

»Das ist doch nicht Ihr Verschulden. Freilich, im Leben geht es so... so unanständig zu«, entgegnete er nachdenklich. »Die Leute sind launenhaft und schrullig. Hol es der Teufel!«

»Nun, vorläufig ist mir ja noch nicht gekündigt worden«, erinnerte ihn Jane. »Es tut nicht gut, sich über etwas zu ärgern oder aufzuregen, was noch nicht eingetreten ist. Schließlich – ganz unrecht hätte Mr. Antoine auch nicht. Ich könnte ja diejenige sein, die den Mord begangen hat! Und meistens heißt es, daß ein Mensch, der einmal tötete, bald neue Morde auf sich lädt. Sich von solch einer Person die Haare pflegen zu lassen ist nicht sehr behaglich.«

»Man braucht Sie nur anzusehen, um zu wissen, daß Sie niemanden ermorden können«, sagte Norman ernst.

»Gemach, gemach! Bisweilen möchte ich einige meiner Damen ermorden! Da ist besonders eine, die eine Stimme hat wie eine Wachtel und über alles meckert und zetert. Wahrhaftig, manchmal denke ich, daß es eine gute Tat und kein Verbrechen wäre, ihr den Hals abzuschneiden.«

»Nein, diesen Mord im Flugzeug haben Sie jedenfalls nicht begangen. Das kann ich beeden.«

»Und ich kann beeden, daß Sie ihn nicht begangen haben«, erwiderte Jane Grey. »Doch hilft Ihnen das verflücht wenig, wenn Ihre Patienten eine andere Meinung hegen.«

»Meine Patienten, ja...« Gale rührte versonnen in seiner Tasse. »Das hatte ich nicht überlegt. Ein Zahnarzt, der

möglicherweise ein blutdürstiger Irrsinniger ist – nein, es ist keine angenehme Aussicht.« Und dann fragte er: »Stört es Sie, daß ich Zahnarzt bin?«

»Stören? Mich?« Verwundert zog Jane die Brauen hoch.

Jetzt lachte Norman Gale. »Ich glaube, wir werden gute Freunde werden. Glauben Sie auch?«

»Ja.«

»Vielleicht essen Sie einmal abends mit mir, oder wir besuchen gemeinsam ein Kino, Miss Grey?«

»Gern.«

Nun entstand eine Pause, die Gale mit der Frage beendete: »Sind Sie zum erstenmal in Le Pinet gewesen?«

»Ja. Das kam nämlich so.« Und nun berichtete Jane, plötzlich zu Vertraulichkeiten aufgelegt, die Geschichte ihres Sweepsteak-Loses. Dann stimmten sie darin überein, daß diese irischen Lose herrlich seien, und beklagten die ablehnende Haltung der englischen Regierung.

Ihr Gespräch erfuhr eine Unterbrechung durch den jungen Herrn in braunen Sporthosen, der, unbeachtet, bereits etliche Minuten um sie herumgestrichen war. Nun lüftete er seinen Hut und redete Jane mit einer gewissen zungenfertigen Sicherheit an: »Miss Jane Grey, nicht wahr? Ich vertrete das ›Weekly Howl‹ und möchte Sie bitten, uns einen kurzen Artikel über den Flugzeug-Mord zu schreiben. Vielleicht den Standpunkt eines der Passagiere.«

»Bedaure, ich habe keine Lust dazu.«

»Warum nicht, Miss Grey? Wir würden ein gutes Honorar dafür zahlen.«

»Wieviel?«

»Fünfundzwanzig Pfund... oder... vielleicht auch etwas mehr. Sagen wir, sechzig.«

»Nein«, sagte Jane. »Ich will trotzdem nicht. Ich wüßte nicht, was ich schreiben sollte.«

»Oh, das ist kein Hindernis«, erklärte der junge Herr leichthin. »Sie brauchen den Artikel gar nicht zu schreiben. Einer unserer Reporter wird sich von Ihnen einige Anregungen holen und das Ganze für Sie abfassen. Durchaus nicht nötig, daß Sie sich selbst bemühen.«

»Trotzdem mag ich nicht.«

»Auch nicht für hundert Pfund? Im Ernst – ich würde die Summe auf hundert erhöhen und erbitte dann nur noch ein Bild von Ihnen.«

Aber Jane beharrte auf ihrer Weigerung. Die Idee sei ihr unsympathisch, sagte sie.

»Dann trolten Sie sich gefälligst«, mischte sich Norman Gale ein. »Miss Grey wünscht nicht länger belästigt zu werden.«

Hoffnungsvoll wandte sich der Braungekleidete nun an Norman.

»Mr. Gale, wenn ich nicht irre? Sehr angenehm, Mr. Gale! Also hören Sie: Wenn Miss Jane an Überempfindlichkeit leidet, warum wollen Sie es nicht machen? Fünfhundert Worte. Und wir zahlen Ihnen denselben Betrag, den ich soeben Miss Grey anbot. Das ist ein vorzügliches Angebot, weil nämlich die Ansicht einer Frau über die Ermordung einer anderen Frau eigentlich mehr wert ist als die Ansicht eines Mannes. Ich biete Ihnen also eine gute Chance.«

»Und ich danke dafür. Nicht eine Silbe werde ich für Sie schreiben.«

»Abgesehen von dem Honorar, erwachsen Ihnen daraus auch andere Vorteile, Mr. Gale. Emporklimmen auf der beruflichen Leiter, eine glänzende Laufbahn – alle Ihre Patienten werden es lesen.«

»Das fürchte ich ja gerade am meisten.«

»Fürchten...? Mein Lieber, ohne Publizität erreichen Sie heutigentags gar nichts.«

»Möglich. Jedoch kommt es auf die Art der Publizität an. Ich hoffe, daß wenigstens ein oder zwei meiner Patienten keine Zeitungen lesen und somit nicht erfahren, daß ich in einen Mordfall verstrickt worden bin. Nun haben Sie Ihre Antwort von uns beiden erhalten. Gehen Sie jetzt freiwillig, oder muß ich Sie auf den Trab bringen?«

»Warum denn aufbrausen, Mr. Gale?« fragte der junge Mann, an dem die Androhung von Gewalt einfach abglitt. »Guten Abend, meine Herrschaften! Und rufen Sie mich auf meinem Büro an, wenn Sie anderen Sinnes werden sollten. Hier ist meine Karte.« Fröhlich verließ er die einsame Teestube. »Gar nicht übel!« dachte er. »Genügt durchaus als Interview.«

Tatsächlich befand sich in der nächsten Ausgabe des »Weekly Howl« eine besondere Spalte, die die Ansichten von zwei Zeugen im Flugzeug-Mordfall brachte. Miss Jane Grey hatte erklärt, sie sei zu bekümmert, um viel über die Angelegenheit sprechen zu können. Es sei ein entsetzlicher Schock für sie gewesen, und sie hasse es, auch nur daran zu denken. Mr. Norman Gale hatte sich lang und breit über die Wirkung geäußert, die die Berührung mit einem Kriminalfall für die berufliche Laufbahn eines Mannes habe, und hatte humorvoll hinzugefügt, er hoffe, daß etliche seiner Patienten die Tageszeitungen nicht läsen und infolgedessen nicht das Schlimmste argwöhnten, wenn sie sich auf dem Leidensstuhl niederließen.

Als der junge Herr verschwunden war, meinte Jane: »Ich möchte wissen, warum er mit seinem Anliegen nicht zu wichtigeren Leuten geht.«

»Vielleicht hat er es versucht und kein Glück gehabt.« Dann blickte Norman Gale ein Weilchen grübelnd vor sich hin. »Jane«, begann er endlich, »nicht wahr, Sie verübeln es mir nicht, wenn ich Sie beim Vornamen nenne? Jane, wer... wer hat Ihres Erachtens diese Madame Giselle ermordet?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Haben Sie darüber denn nicht nachgedacht?«

»Hin und wieder. Doch erst seit heute vergegenwärtige ich mir klar, daß es einer von unseren Mitreisenden gewesen sein muß.«

»Ja, der Vorsitzende machte daraus kein Hehl. Jane, ich weiß, daß ich es nicht war, und ich weiß, daß Sie es nicht waren – weil ich Sie nämlich fast die ganze Zeit über verstohlen beobachtete.«

»Ich weiß dasselbe – aus demselben Grunde«, sagte Jane leise. »Mithin ist es einer von den übrigen gewesen. Aber wer? Haben Sie eine Vermutung?«

»Nein.«

Wieder schaute Gale vor sich hin. Er schien einen Gedankenfaden weiterzuspinnen, und als wolle sie ihn nicht stören, dämpfte Jane ihre Stimme noch mehr.

»Wir hätten doch etwas sehen müssen – ich wenigstens. Mit Ihnen verhält es sich anders. Sie saßen mit dem Gesicht nach der anderen Richtung. Aber ich? Ich sah immer gerade den Mittelgang entlang. Ich wollte sagen... ich würde...« Sie brach ab, während ihr eine jähe Röte über die Wangen huschte, denn sie entsann sich, daß ihre Augen meistenteils durch einen grünblauen Pullover gebannt gewesen waren und daß ihr Geist, durchaus nicht aufnahmefähig für die Geschehnisse um sie herum, sich fast ausschließlich mit der Persönlichkeit des Mannes in diesem grünblauen Pullover beschäftigt hatte.

Norman Gale blickte auf. »Warum errötet sie so?« dachte er. »Ah, sie ist entzückend... Ich werde sie heiraten... unbedingt. Aber immer hübsch langsam. Einen Schritt nach dem anderen. Vorläufig dient mir dieser Mord als gute Entschuldigung für ein öfteres Zusammensein... Außerdem wäre es, glaube ich, wirklich gut, irgendwas zu tun... Jener Kerl von Reporter und seine verdammte Publizität...«

»Jane«, ergriff er das Wort, »wir wollen gemeinsam überlegen. Wer hat sie getötet? Gehen wir mal sämtliche Leute durch. Die Stewards?«

»Nein.«

»Auch meine Ansicht. Die Damen uns gegenüber?«

»Lady Horbury ist nicht die Frau, die Leute umbringen würde. Und die andere ist zu vornehm, um eine alte Französin zu töten.«

»Dann der kleine Schnauzbärtige. Aber da die Geschworenen in ihm das schwarze Schaf wittern, dürfte er bestimmt schneeweiß sein. Der Doktor? Auch das ist unwahrscheinlich.«

»Wenn er jemanden beseitigen wollte, hätte er irgend etwas nicht Aufspürbares benutzen können, und keiner würde es je gewußt haben.«

»Ja...«, meinte Norman nachdenklich, »diese unaufspürbaren, geschmacklosen, geruchlosen Gifte sind sehr zweckdienlich, indes bezweifle ich ein bißchen, ob es sie wirklich gibt. Wie denken Sie über den Mann, der sich als Besitzer eines Blasrohrs entpuppte?«

»Er ist verdächtig. Andererseits scheint er ein netter Kerl zu sein, und daß er aus freien Stücken erklärte, er besitze solch ein Ding, entkräftet den Verdacht.«

»Und Jameson... nein, wie heißt er doch? Ah... James Ryder!«

»Ja, er könnte es sein.«

»Und die beiden Franzosen?«

»Das ist freilich das wahrscheinlichste. Sie sind in die fernsten Erdenwinkel gekommen und mögen einen Beweggrund haben, von dem keiner etwas ahnt. Der Jüngere sah überdies sehr unglücklich und niedergeschlagen aus.« Miss Grey nickte versonnen.

»Wenn Sie einen Mord begangen hätten, sähen Sie auch betrübt aus, Jane.«

Das junge Mädchen überhörte diesen Satz. »Aber ich finde sie sympathisch, vor allem den alten Herrn, und daher wünsche und hoffe ich, daß sie unschuldig sind.«

»Allem Anschein nach kommen wir mit unserem Überlegen nicht sehr weit.«

Jane Grey begann langsam ihre Handschuhe anzuziehen, und während sie den linken zuknöpfte, meinte sie:

»Wie sollen wir denn weiterkommen, wenn wir über die alte Frau, die ermordet wurde, gar nichts wissen? Nicht, wer ihre Feinde waren, nicht wer ihr Geld erbt und dergleichen mehr.«

»Dann halten Sie unser Überlegen für nichtige Spekulation?«

»Ist es das etwa nicht?«

»Nicht ganz.« Gale zauderte und fuhr dann mit einer gewissen Schwerfälligkeit fort: »Ich habe das Gefühl, es könnte nutzbringend sein...«

Fragend sah seine Gefährtin zu ihm empor.

»Mord geht nicht allein das Opfer und den Schuldigen an«, erläuterte der Zahnarzt. »Er berührt auch den Unschuldigen. Sie und ich sind unschuldig, aber der Schatten des Mordes hat uns gestreift. Und wir wissen nicht, welchen Einfluß jener Schatten auf unser Leben haben wird.«

»Still«, stieß Jane hervor, und obwohl sie einen gesunden Menschenverstand hatte, erzitterte sie jäh. »Sie machen mich ängstlich.«

»Ich bin selbst ein wenig ängstlich«, entgegnete Norman Gale. »Kein Mensch kann für seine Anlagen, und der Gedanke, etwas Unrechtes zu tun, würde mir Herzklopfen verursachen. Ich glaube nicht einmal, daß das eine schlechte Eigenschaft ist.«

Hercule Poirot suchte seinen Freund Inspektor Japp auf, der ihn mit einem dröhnenden Lachen begrüßte.

»Hallo, Sie Unglücksrabe, viel hätte nicht gefehlt, daß Sie in eine Gefängniszelle eingesperrt worden wären!«

»Ich fürchte, ein derartiger Vorfall würde mir beruflich ziemlich geschadet haben«, erwiderte der kleine Belgier ernst.

»Ja, ja, bisweilen entpuppen sich Detektive als Schwerverbrecher – in den Romanen nämlich.« Jetzt machte Japp eine Handbewegung nach der Richtung, wo ein brünetter Mann stand, auf dessen Gesicht eine leise Wehmut zu liegen schien. »Darf ich Ihnen Monsieur Fournier von der Sûreté vorstellen? Er ist herübergekommen, um diesen Fall gemeinsam mit uns zu bearbeiten.«

»Ich glaube, ich hatte bereits vor Jahren das Vergnügen, Ihnen zu begegnen, Monsieur Poirot«, sagte der Franzose, indem er einen Händedruck mit dem kleinen Belgier tauschte. »Außerdem hörte ich durch Monsieur Giraud von Ihnen.« Ein kaum merkliches Lächeln spielte um seine Lippen, und Poirot, der sich denken konnte, in welchen Ausdrücken Giraud, den er selbst ironisch den »menschlichen Jagdhund« zu nennen pflegte, von ihm gesprochen hatte, erlaubte sich als Erwiderung ebenfalls ein kleines, diskretes Lächeln.

»Sie und Inspektor Japp würden mir eine Freude bereiten, wenn Sie zum Abendessen meine Gäste wären«, meinte er dann verbindlich. »Ich habe schon Maitre Thibault eingeladen. Das heißt selbstverständlich, wenn Sie und mein Freund Japp gegen meine Mitarbeit nichts einzuwenden haben.«

Japp klopfte ihm herzlich auf den Rücken. »Im Gegenteil, Sie sollen Hahn im Korbe sein.«

»Wir werden es als eine Ehre betrachten«, versicherte der Franzose förmlich und verbeugte sich in seiner melancholischen Art.

»Wie ich vorhin einer reizenden jungen Dame sagte, brenne ich darauf, mich von dem Verdacht zu reinigen.«

Inspektor Japp lachte von neuem auf. »Den Geschworenen haben Sie ganz und gar nicht gefallen! Monsieur Hercule Poirot des Mordes verdächtig – das ist der köstlichste Spaß, den ich seit langem hörte!«

Durch stillschweigende Übereinkunft wurde während des ausgezeichneten Mahls, mit dem der kleine Belgier seine Freunde bewirtete, der Fall nicht erwähnt.

»Also besteht tatsächlich die Möglichkeit, in England gut zu speisen«, murmelte Fournier lobend, als er mit feinem Anstand einen Zahnstocher benutzte.

»Ein ausgezeichnetes Diner«, erkannte auch Maitre Thibault an.

»Etwas französisiert, aber verdammt lecker«, lautete Inspektor Japps Urteil.

»Eine Mahlzeit muß immer angenehm für den Magen sein«, erläuterte der Gastgeber. »Sie darf ihn nicht so beschweren, daß das Denken gelähmt wird.«

»Ich kann nicht sagen, daß mein Magen mir je Scherereien bereitet hat«, lachte der Beamte von Scotland Yard. »Doch lassen wir jetzt die Magenfrage und wenden wir uns dem Geschäft zu. Monsieur Thibault hat, wie ich weiß, heute abend noch eine Verabredung, so daß es ratsam wäre, vorher die wichtigsten Punkte mit ihm zu bereden.«

»Natürlich bin ich zu jeder Auskunft bereit, Messieurs, denn jetzt kann ich ja offener reden als vor den Geschworenen, denen gegenüber mir Inspektor Japp, mit dem ich vor der

Verhandlung eine kurze Rücksprache hatte, eine Politik der Zurückhaltung anempfahl: die nackten, notwendigen Tatsachen, nicht mehr.«

»Richtig«, bestätigte der Inspektor. »Man soll sein Pulver nie vorschnell verschießen. Nun aber verraten Sie uns bitte noch etwas mehr über diese Madame Giselle.«

»Leider weiß ich nur sehr wenig. Ich kenne die Tote, wie die Welt sie kannte – ihre öffentliche Stellung, sozusagen. Über ihr privates Leben weiß ich kaum Bescheid, und wahrscheinlich kann Monsieur Fournier Ihnen erschöpfendere Auskünfte darüber geben als ich. Madame Giselle war aber jedenfalls eine Persönlichkeit; sie war einzigartig. Von ihrem Vorleben ist ebenfalls kaum etwas bekannt. Als junge Frau muß sie meines Erachtens gut ausgesehen haben, bis ihr Gesicht durch die Pocken verunstaltet wurde. Im übrigen aber war sie eine Frau, die – wenigstens ist dies mein Eindruck – Freude an der Macht hatte und sie aus tiefstem Herzen auskostete. Madame Giselle war der Typ jener schlaunen Französinen, die niemals dem Gefühl gestatten, ihre geschäftlichen Interessen zu beeinträchtigen; sie genoß indes den Ruf, in ihrer Art peinlich ehrlich zu sein.«

Er sah, als wünsche er Fourniers Bestätigung, seinen Landsmann an, und dieser neigte bejahend sein dunkles, melancholisches Haupt.

»Ja, sie war ehrlich – in gewissem Sinne. Dennoch hätten sich die Gerichte mit ihr befassen können, wenn irgendwelche Beweise erhältlich gewesen wären. Das freilich...« Vielsagend zuckte er die Achseln. »Es hieße, so wie die menschliche Natur beschaffen ist, allzuviel zu verlangen!«

»Sie meinen?«

»Chantage.«

»Erpressung?« forschte Japp.

»Ja, Erpressung einer besonderen Art. Madame Giselle huldigte dem Grundsatz, Geld lediglich gegen Wechsel zu verleihen; und hinsichtlich der Summen sowie der Rückzahlungsmethode handelte sie nach Gutdünken, aber seien Sie versichert, daß sie ihre eigenen Methoden hatte, die eine Rückzahlung verbürgten.«

Poirot beugte sich interessiert vor.

»Wie Maitre Thibault heute bei der Voruntersuchung bekundete, gehörten Madames Kunden und Kundinnen zu den hohen Gesellschaftsklassen, die in bezug auf die Macht der öffentlichen Meinung sehr verwundbar sind. Madame Giselle besaß ihren eigenen, vorzüglich arbeitenden Nachrichtendienst, und bevor sie Geld, das heißt, große Summen verlieh, trat dieser in Aktion. Ich wiederhole Maitre Thibaults Worte. »In ihrer Art war die Verstorbene peinlich ehrlich.« Denn sie hielt denen die Treue, die ihr die Treue hielten. Ich glaube auch bestimmt, daß sie niemals ihr Wissen ausbeutete, um von jemandem Geld zu erhalten, das man ihr nicht schon schuldete.«

»Sie meinen, daß dieses geheime Wissen ihre Form der Sicherheit darstellte?« forschte Hercule Poirot.

»Richtig. Und bei seiner Anwendung ging sie unglaublich grausam vor, zeigte sich taub gegen jedes Gefühl. Ihr System aber, meine Herren, erwies sich als lohnend. Sehr, sehr selten mußte sie eine ausstehende Schuld aufs Verlustkonto schreiben. Ein Mann oder eine Frau in prominenter Stellung vollbringt das Unmöglichste, um das Geld zu beschaffen, das einen öffentlichen Skandal verhindern wird.«

»Und wenn sie hin und wieder doch einmal einen Verlust buchen mußte? Was dann?«

»In diesem Falle, Monsieur Poirot, wurden die Nachrichten, über die sie verfügte, veröffentlicht oder an diejenige Person, die die Sache anging, weitergeleitet.«

Ein Weilchen herrschte Schweigen in dem behaglich eingerichteten Raum. Dann erklang wiederum die Stimme des kleinen Belgiers.

»Finanziell kam ihr das nicht zustatten?«

»Nein«, erwiderte Fournier. »Wenigstens nicht direkt.«

»Aber indirekt?«

»Indirekt spornte es die anderen an, ihren Verpflichtungen nachzukommen, wie?« warf Inspektor Japp ein.

»Ja«, bestätigte der Beamte der Pariser Sûreté. »Es hatte eine beträchtliche moralische Wirkung.«

»Unmoralische Wirkung möchte ich es nennen«, sagte Japp grimmig. »Nun« – nachdenklich rieb er seine Nase –, »es eröffnet uns eine stattliche Reihe von Beweggründen für den Mord. Außerdem wird die Frage brennend, wer ihr Geld erbt. Vermögen Sie uns da zu helfen, Monsieur Thibault?«

»Es war eine Tochter vorhanden, die zwar nicht mit ihrer Mutter zusammen lebte«, entgegnete der Jurist. »Ich bin sogar der Meinung, daß Madame Giselle sie zuletzt als kleines Mädchen gesehen hat, jedoch setzte sie vor vielen Jahren ein Testament auf, nach dem, mit Ausnahme eines kleinen Legats für ihre Wirtschafterin, alles der Tochter Anne Morisot zufiel. Alles – das bedeutet nach meiner Schätzung ein Millionenvermögen.«

Hercule Poirot spitzte seine Lippen zu einem Pfiff. »Dann wird ja Mademoiselle Anne Morisot eine sehr reiche junge Dame sein!«

»Ein Glück für sie, daß sie sich nicht in dem Flugzeug befand«, sagte Japp trocken. »Sonst wäre sofort der Verdacht aufgetaucht, sie habe ihre Mutter aus dem Wege geräumt, um die Moneten zu ergattern. Wie alt ist sie denn wohl?«

»Genau weiß ich es nicht. Vermutlich vierundzwanzig oder fünfundzwanzig.«

»Hm, sie scheint mit dem Verbrechen nichts zu tun zu haben; deshalb ist es besser, wenn wir uns mit Madames Geschäften befassen. Jeder von den Reisenden leugnet die Bekanntschaft mit ihr. Ob eine Durchsicht ihrer privaten Papiere uns weiterhilft, Fournier?«

»Mein lieber Freund«, erwiderte der Franzose betrübt, »unmittelbar nach meinem Telefongespräch mit Scotland Yard begab ich mich zu ihrer Wohnung, wo sich ein Safe mit ihren Papieren befand. Doch diese waren inzwischen verbrannt worden.«

»Verbrannt? Durch wen?«

»Durch Madame Giselles Wirtschaftlerin Elise, die Anweisung hatte, den Safe, dessen Geheimschloß sie kannte, zu öffnen und den Inhalt zu vernichten, sobald ihrer Herrin etwas zustoßen sollte«, sagte Monsieur Thibault, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Was...? Aber das ist ja fast unglaublich!« rief Inspektor Japp.

»Sie sehen daran, daß Madame ihren eigenen Sittenkodex gehabt hat. Sie hielt, wie gesagt, jenen die Treue, die sich ihr treu erwiesen; sie war grausam, aber sie war auch eine Frau von Wort.«

Japp schüttelte verblüfft den Kopf und versank dann mit den anderen drei Männern in ein längeres Grübeln über den seltsamen Charakter der toten Frau...

Endlich erhob sich Maitre Thibault.

»Ich muß Sie jetzt leider verlassen, Messieurs. Wenn ich Ihnen noch mit irgendeiner weiteren Auskunft dienen kann, so stehe ich jederzeit zu Ihrer Verfügung. Meine Adresse kennen Sie ja.«

Er reichte ihnen der Reihe nach die Hand und verließ das Zimmer.

Nach seinem Weggang rückten die Zurückgebliebenen zusammen.

»Also, mutig an die Arbeit!« forderte Japp seine Gefährten auf, indem er die Kappe seines Füllfederhalters losschraubte. »Im hinteren Abteil des Flugzeugs – und nur dies hintere Abteil interessiert uns – befanden sich elf Passagiere und die beiden Stewards. Etliche der Passagiere waren Engländer, etliche Franzosen. Mit den ersteren werde ich mich beschäftigen, während ich die letzteren hiermit Monsieur Fournier überantworte. Die Nachforschungen, die in Paris angestellt werden müssen, fallen Ihnen ebenfalls zu, Fournier.«

»Nachforschungen in Paris allein genügen nicht«, entgegnete der Franzose. »Während der Sommermonate schloß Madame Giselle eine Menge Geschäfte in französischen Badeorten ab – Deauville, Le Pinet, Wimereux. Auch in den Süden, nach Antibes und Nizza, fuhr sie zu diesem Zweck.«

»Halt! Ein oder zwei Personen vom ›Prometheus‹ erwähnten Le Pinet – das dürfen wir nicht vergessen. Dann müssen wir uns mit dem Mord selbst befassen, müssen beweisen, wer vielleicht in der Lage war, das Blasrohr zu benutzen.« Inspektor Japp entrollte einen großen Plan der Flugzeugkabine und legte ihn in die Mitte des Tisches. »So, jetzt ist alles für die Vorarbeit bereit! Und ich möchte Sie bitten, mit mir die Leute durchzugehen und die Wahrscheinlichkeiten sowie – noch wichtiger – die Möglichkeiten abzuwägen. Von der Liste der Passagiere können wir von vornherein einen streichen, nämlich Monsieur Poirot.«

Der kleine Belgier schüttelte traurig seinen eiförmigen Kopf.
»Sie sind zu vertrauensselig, mon cher. Sie sollten niemandem trauen. Niemandem!«

»Nun, wenn es Ihnen Spaß macht, lasse ich Sie als verdächtig stehen«, scherzte Japp. »Dann die Stewards. Vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeit aus kommen sie kaum in Betracht. Sie haben sicher nicht Geld im großen entliehen und erfreuen sich eines guten Leumunds: anständige, nüchterne Männer. Vom Standpunkt der Möglichkeit aus dürfen wir sie freilich nicht ausscheiden, denn sie eilten hin und her und könnten theoretisch sehr wohl eine Stellung eingenommen haben, die ihnen die Benutzung des Blasrohrs gestattete. Kaum vorstellbar allerdings, daß zwei Stewards in einem Raum voller Gäste unbemerkt mit einem Blasrohr einen Giftstachel abgeschossen haben sollten! Zwar weiß ich aus Erfahrung, daß die meisten Menschen blind wie Fledermäuse sind, jedoch gibt es Grenzen. Natürlich trifft dasselbe irgendwie auch auf jede andere Person zu. Ah, es war Wahnsinn, unverfälschter Wahnsinn, auf diese Weise ein Verbrechen zu begehen. Neunundneunzig gegen eins standen die Chancen, dabei erwischt zu werden! Der Bursche, der Madame Giselle tötete, hat einen unerhörten Dusel gehabt, und von all den verdammten blöden Arten, einen Mord auszuführen...«

Poirot, der, ruhig rauchend, mit gesenkten Augenlidern dagesessen hatte, unterbrach ihn durch eine Frage.

»Sie halten es also für eine törichte Art, mon cher?«

»Selbstverständlich, für reinen Wahnsinn.«

»Und desungeachtet gelang es. Wir sitzen hier – wir drei, denen es wahrscheinlich nicht an Erfahrung fehlt – und reden darüber, indes wissen wir nicht, wer die Tat verübte. Das nenne ich Erfolg, nenne ich Gelingen!«

»Das ist pures Glück«, beharrte Japp. »Der Mörder hätte fünf- oder sechsmal entdeckt werden können.«

Als Hercule Poirot eine verdrießliche Bewegung machte, mischte sich Fournier ein. »Was haben Sie, Monsieur Poirot?«

»Gar nichts. Aber mein Standpunkt ist, daß eine Sache nach ihren Ergebnissen beurteilt werden muß. Und diese Sache gelang.«

»Trotzdem mutet es fast wie ein Wunder an«, sagte der Franzose versonnen, worauf sein englischer Kollege ziemlich unwirsch erwiderte:

»Wunder oder kein Wunder – die Tatsache bleibt bestehen: Wir haben das ärztliche Gutachten, und wir haben die Waffe. Wenn mir vor einer Woche jemand gesagt hätte, daß ich ein Verbrechen untersuchen müßte, bei dem eine Frau mit einem in Schlangengift getauchten Dorn getötet wurde, so würde ich ihm ins Gesicht gelacht haben! Es ist eine Beleidigung, dieser Mord. Schlechtweg eine Beleidigung.«

Poirot lächelte über diesen Zornesausbruch, und Fournier meinte, als spräche er zu sich selbst: »Wer weiß, ob der Mörder nicht das Verbrechen in einem entarteten Zustand von Humor beging! Es ist sehr wichtig, eine Idee von der Psychologie des Mörders zu haben.«

Bei dem Worte Psychologie, das er verabscheute, erboste sich Japp von neuem.

»Na, Monsieur Poirot, jetzt müssen Sie doch Ihre helle Freude haben? Psychologie – was Schöneres gibt's doch nicht für Sie!«

»Mich interessiert, was Sie beide sagen.«

»Sie meinen doch nicht etwa, daß sie auf eine andere Art getötet wurde?« fragte der Inspektor mißtrauisch. »Ich kenne Ihr gewundenes Hirn.«

»Nein, nein, mon ami. Dieser Punkt beunruhigt mein Hirn nicht. Die Todesursache war jener vergiftete Dorn, den ich vom Fußboden aufnahm. Indessen stutze ich über gewisse Dinge in diesem Fall... Doch lassen wir das vorläufig.«

»Ja, kehren wir zu unseren beiden Stewards zurück«, sagte Japp bereitwillig. »Ich denke, wir können sie auslöschen, denn es erscheint mir unwahrscheinlich, daß einer von ihnen mit dem Mord zu schaffen hatte. Pflichten Sie mir bei, Monsieur Poirot?«

»Erinnern Sie sich bitte an das, was ich vorhin äußerte. Auf dieser Stufe der Untersuchung würde ich niemanden auslöschen. Auslöschen – mon dieu! was für ein Wort!«

»Ganz nach Ihrem Belieben. Nun die Passagiere. Beginnen wir bei Sitz Nr. 16, der hier« – Japp bohrte die Bleistiftspitze auf den Plan – »nahe der Durchgangstür liegt. Er gehörte Jane Grey, der Friseurin. Sie gewann bei der irischen Lotterie und verpraßte den Gewinn in Le Pinet. Das heißt: das Mädchen ist eine Spielerin. Vielleicht steckte sie in der Klemme, pumpte Madame Giselle an, wenngleich diese ihr schwerlich einen großen Betrag geborgt oder sie sonst in der Hand gehabt haben dürfte. Und ich glaube des weiteren nicht, daß eine junge Friseurin über die Möglichkeit verfügt, sich Schlangengift zu verschaffen, das weder zum Haarbleichen noch zur Massage verwandt wird. In gewisser Hinsicht war es übrigens ein Fehler, Schlangengift zu benutzen, weil der Kreis, in dem der Täter zu suchen ist, sich dadurch von selbst verkleinert. Von hundert Leuten würden höchstens zwei über Schlangengift unterrichtet und imstande sein, es in die Finger zu bekommen.« Er blickte Poirot kühl und herausfordernd an...

»Was immerhin einen Punkt völlig klärt«, warf Poirot ein.

Fournier warf ihm einen neugierigen Blick zu, während Inspektor Japp weiterhin seinen eigenen Ideen nachging.

»Dadurch gewinnen wir das folgende Bild«, sagte er. »Der Mörder fällt unbedingt in eine von zwei Gattungen: Entweder ist er ein Mann, der in den fernsten Erdenwinkeln umherstrolchte; ein Mann, der etwas über Schlangen, über ihre gefährlichsten Arten und über die Sitten der Eingeborenen

weiß, die das Gift im Kampf gegen ihre Feinde benutzen. Das ist Kategorie Nummer eins.«

»Und die andere?«

»Die wissenschaftliche Richtung. Forschung. Ich unterhielt mich darüber mit Winterspoon. In erstklassigen Laboratorien stellt man Versuche mit Schlangengiften an. Das Kobragift zum Beispiel wird in der Medizin gebraucht. Man behandelt neuerdings Epileptiker damit und soll schon ganz nette Erfolge erzielt haben. Außerdem arbeitet die Wissenschaft emsig an einem Serum gegen Schlangenbisse.«

»Interessant und vielsagend«, meinte Fournier.

»Ja. Aber weiter. Diese Jane Grey paßt in keine dieser Kategorien. Soweit sie in Frage kommt, sind die Beweggründe unwahrscheinlich und die Gelegenheiten, sich das Gift anzueignen, gering. Ferner ist die tatsächliche Möglichkeit, das Blasrohr zu benutzen, gleich Null. Sehen Sie her.« Eifrig beugten sich die drei Männer über die Skizze. »Hier ist Nr. 16, und ganz weit fort, durch Mitreisende und leere Sessel getrennt, Platz Nr. 2, den Madame Giselle innehatte. Wenn Jane Grey sich nicht von ihrem Platz entfernte – und jeder bezeugt, sie sei nicht aufgestanden –, so kann sie einfach die Tote nicht an der Halsseite getroffen haben.

Jetzt Sitz Nr. 12, direkt gegenüber. Inhaber der Zahnarzt Norman Gale. Für ihn gilt fast das gleiche. Ein unbedeutender junger Mann, dem sich höchstens hinsichtlich der Beschaffung des Schlangengiftes bessere Möglichkeiten boten als der Friseur. Er kann in Kreisen verkehrt sein, die lichtscheue Geschäfte mit Rauschgiften und ähnlichem Zeug machen; er kann überdies einen Wissenschaftler zum Freund haben. Sonst scheidet er ziemlich sicher aus. Gewiß, er verließ seinen Platz, aber nur, um zur Toilette zu gehen – also nach der anderen Richtung. Nun, steht er gerechtfertigt da?«

»Ja«, sagte Fournier. »Weiter.«

»Überqueren wir jetzt den Mittelgang. Platz Nr. 17.«

»Das war ursprünglich der meinige«, ließ sich Hercule Poirot vernehmen. »Ich trat ihn einer der beiden Damen ab, da sie näher bei ihrer Freundin zu sitzen wünschte.«

»Venetia Kerr – hm, sie gehört zu der Gesellschaftsklasse, der Madame Giselles Opfer entstammten, macht aber nicht den Eindruck, als habe sie ein schuldbeladenes Gewissen. Trotzdem müssen wir ihr ein wenig Aufmerksamkeit schenken. Die Lage ihres Platzes begünstigt ein Attentat. Wenn Giselle den Kopf ein wenig gedreht hätte, um aus dem Fenster zu schauen, wäre Venetia Kerr imstande gewesen, quer durch den Raum einen Meisterschuß auf sie abzugeben. Das Zielen versteht sie sicher vortrefflich, denn sie rennt im Herbst ja ständig mit der Flinte umher. Ob aber Zielsicherheit mit der Büchse einem bei Benutzung eines Blasrohrs zustatten kommt...? Ich vermute, es hängt beides vom Auge ab, vom Auge und von der Übung.

Und vermutlich hat sie Freunde, Männer, die sich in merkwürdigen Gegenden unseres Erdballs als Großwildjäger betätigen. Durch sie mag sie auch allerhand giftiges... Blech!« unterbrach er sich. »Das hat ja alles weder Hand noch Fuß!«

»Ich habe Mademoiselle Kerr bei der heutigen Verhandlung gesehen, und es fällt einem schwer, sie mit einem Mord zu verquicken«, gestand der Pariser.

»Sitz Nr. 13«, fuhr Japp fort. »Lady Horbury. Sie ist nicht blütenweiß. Ich weiß etwas über sie, was Sie gleich erfahren werden, und es würde mich nicht überraschen, wenn sie ein paar dunkle Geheimnisse zu verbergen hätte.«

»Zufällig weiß ich, daß die betreffende Dame am Bakkarattisch in Le Pinet schwer verloren hat.«

»Oh, das ist eine wertvolle Auskunft, Monsieur Fournier. Ja, Lady Horbury könnte ich mir sehr wohl als Kundin der tüchtigen Madame Giselle vorstellen!«

»Ich auch.«

»Schön. Doch wie hat sie es vollbracht? Bedenken Sie, daß sie ihren Platz nicht verließ. Sie hätte sich also – unter den Augen von zehn anderen Leuten – auf ihren Sitz knien und sich über die Rückenlehne beugen müssen. Unmöglich!«

»9 und 10«, sagte Fournier, mit dem Finger auf der Skizze weiterrutschend.

»Monsieur Hercule Poirot und Dr. Bryant«, erklärte der Inspektor. »Was hat Monsieur Poirot für seine Person anzuführen?«

»Mon estomac«, erwiderte dieser. »Oh, es ist trostlos, daß das Hirn sich bisweilen von dem Magen knechten lassen muß!«

»Ich verstehe Sie, Monsieur Poirot. Auch mir geht es in der Luft stets sehr schlecht.« Und Fourniers melancholischer Ausdruck nahm noch um einen Grad zu.

»Also Dr. Bryant. Große Kanone in der Harley Street. Hat es sicher nicht nötig, bei einer französischen Geldverleiherin Hilfe zu suchen. Freilich – verbürgen kann man sich für keinen! Außerdem kommt jetzt meine wissenschaftliche Theorie zur Anwendung. Ein Mann wie Bryant, eine Leuchte seines Berufs, kennt fraglos alle medizinischen Forscher. Er kann im Nu ein Versuchsröhrchen Schlangengift entwenden, wenn er sich in irgendeinem derartigen großen Laboratorium befindet.«

»Man führt Buch über die Dinger«, warf Poirot ein. »So leicht wie das Abpflücken von Butterblumen auf einer Wiese ist der Diebstahl nicht.« Er sagte das im gleichgültigsten Ton der Welt.

»Selbst wenn sie Buch führen, so vermag ein geschickter Mann das entwendete Röhrchen durch ein harmloses zu ersetzen, um so mehr, als ein Arzt von Bryants Ruf über jedem Verdacht stehen würde. Nein, die Sache hat einen anderen Haken: Warum lenkte er die Aufmerksamkeit darauf? Warum

sagte er nicht einfach, die Frau sei einem Herzanfall erlegen? Eines natürlichen Todes gestorben?«

Hercule Poirot hüstelte, so daß die beiden anderen ihn anblickten.

»Ich glaube, daß der Doktor zuerst sogar diesen Eindruck hatte«, erläuterte er. »Schließlich sah es ja auch sehr nach einem natürlichen, möglicherweise infolge eines Wespenstiches eingetretenen Tod aus. Erinnern Sie sich bitte, daß tatsächlich eine Wespe umherflog.«

»Wie können wir jene Wespe vergessen, da Sie dieselbe ja unaufhörlich ins Treffen führten!« hänselte der Inspektor. Doch Poirot überhörte den leisen Spott.

»Dann aber gewahrte ich den verhängnisvollen Dorn auf der Erde und nahm ihn auf«, fuhr er fort. »Und damit deutete alles auf Mord.«

»Der Dorn wäre ohnehin gefunden worden.«

»Fraglich! Es hätte sich sehr gut dem Mörder Gelegenheit bieten können, ihn unbemerkt aufzuheben.«

»Bryant?«

»Bryant oder einem anderen.«

»Hm... ziemlich riskant.«

»Das erscheint Ihnen so, weil Sie wissen, daß es ein Mord war«, widersprach Fournier. »Aber wenn eine Dame plötzlich am Herzschlag stirbt, und jemand das Taschentuch fallen läßt und er sich bückt, um es aufzuheben, wer wird darauf achten oder gar darüber nachgrübeln?«

»Das stimmt«, gab der Inspektor zu. »Mithin steht Bryant endgültig auf der Liste der Verdächtigen. Er konnte seinen Kopf um die Ecke seines Sitzes beugen und das Blasrohr benutzen – wiederum quer durch den Raum. Aber warum sah es niemand...? Nein, ich will damit nicht von neuem beginnen! Derjenige, der es tat, wurde jedenfalls nicht gesehen.«

»Und dafür muß es einen Grund geben«, sagte der Franzose, »einen Grund, der nach allem, was ich hörte, Monsieur Poirot gefallen wird.« Er lächelte leicht. »Ich meine einen psychologischen Grund.«

»Weiter, weiter, mon ami«, mahnte Poirot. »Was Sie da erwähnen, ist ungemein interessant.«

»Nehmen wir einmal an, Sie führen in der Eisenbahn an einem brennenden Hause vorüber. Sofort würden aller Augen sich nach dem Fenster wenden. Jeder würde seine Aufmerksamkeit auf einen festen Punkt richten, und in solch einem Moment könnte ein Mann einen Dolch hervorreißen und jemanden erstechen, ohne daß es die Mitreisenden sähen.«

»Das ist wahr«, pflichtete ihm der kleine Belgier bei. »Ich erinnere mich eines Falles, bei dem es sich um Gift handelte und bei dem ich beteiligt war. Da gab es, wie Sie es nennen, einen psychologisch richtigen Moment. Wenn wir herausfinden, daß es ihn während des Fluges der ›Prometheus‹ gab...«

»Durch Verhör der Stewards und der Passagiere müßten wir das eigentlich erfahren«, fiel Japp ein.

»Ja. Doch ist tatsächlich ein derartiger Moment eingetreten, so zwingt uns das logischerweise zu der Schlußfolgerung, daß der Mörder ihn schuf. Er ist imstande gewesen, die genaue Wirkung hervorzurufen, die dann jenen Moment verursachte.«

»Ausgezeichnet, Monsieur Poirot! Ausgezeichnet!« rief Fournier, und der Inspektor ergänzte:

»Ich werde später meine Fragen in diesem Sinne stellen, meine Herren. Nun komme ich zu Sitz Nr. 8 – Daniel Michael Clancy.« Japp legte einen gewissen Nachdruck auf den Namen. »Nach meiner Meinung ist er der Verdächtigste von allen. Fällt es einem Autor seines Schlages schwer, Interesse für Schlangengift zu heucheln und irgendeinen arglosen wissenschaftlichen Chemiker zu bewegen, ihn die gefährlichen

Röhrchen anfassen zu lassen? Vergessen Sie auch nicht, daß er am Platz der Giselle vorüberschritt – als einziger der Passagiere.«

»Ich versichere Ihnen, mein Freund, daß ich diesen Punkt nicht vergessen habe«, beteuerte Poirot, worauf Japp in seinen Ausführungen fortfuhr:

»Er kann es – ohne Ihren psychologisch richtigen Moment – aus der Nähe benutzt haben, gestand er doch seine Kenntnisse bezüglich dieser Mordinstrumente offen ein. Und woher wissen wir denn, daß jenes Blasrohr, das er heute so stolz dem Vorsitzenden präsentierte, jenes ist, das er vor zwei Jahren kaufte? Ich traue dem ganzen Schwindel nicht! Nach meiner Ansicht kann es einem Mann nicht zuträglich sein, ständig über Verbrechen und Detektivgeschichten zu brüten und alle erdenklichen Fälle nachzulesen. Es setzt ihm Ideen in den Kopf.«

»Ideen muß ein Schriftsteller ja nun einmal im Kopf haben«, lächelte Poirot.

Japp tippte schon wieder auf den Plan.

»Nr. 4 war Ryder – der Platz dicht vor der Toten. Ich halte Ryder zwar nicht für den Täter, aber auslassen dürfen wir ihn keineswegs. Er ging zur Toilette, und bei der Rückkehr bot sich ihm Gelegenheit für den Mord. Was dagegen spricht, ist, daß die Archäologen es hätten sehen müssen – unweigerlich!«

»Lieber Japp, Sie haben wohl nur mit wenigen Archäologen Bekanntschaft gemacht?« fragte ihn der kleine Belgier. »Wenn die Duponts sich in ein Thema wirklich verrannt hatten, mein Freund, dann waren sie blind und taub für die Umwelt. Sie hätten dann – verstehen Sie? – fünftausend Jahre vor Christus gelebt. Das Jahr 1936 würde für sie nicht vorhanden gewesen sein.«

Inspektor Japps Züge verrieten einen leisen Zweifel.

»Na, meinetwegen«, sagte er nach einem Weilchen. »Was wissen Sie über die Duponts, Fournier?«

»Armand Dupont ist einer der bedeutendsten Archäologen Frankreichs.«

»Das tut nichts zur Sache. Ihre Plätze im Flugzeug sind, von meinem Standpunkt aus betrachtet, ganz vorteilhaft: jenseits des Ganges, aber etwas weiter nach vorn als Madame Giselle. Und da sie genügend in der Welt herumgestöbert und an den wunderlichsten Orten gegraben haben, kann ihnen ganz leicht auch mal irgendein exotisches Schlangengift in die Hände geraten sein.«

»Unmöglich ist es nicht«, räumte Fournier ein.

»Doch unwahrscheinlich nach Ihrer Ansicht, wie?«

»Monsieur Dupont lebt nur für seinen Beruf. Früher Antiquitätenhändler, gab er ein blühendes Geschäft auf, um sich der Archäologie zu widmen. Mit Herz und Seele sind er und sein Sohn bei der Sache. Und mir erscheint es unwahrscheinlich – das Wort unmöglich wage ich seit dem Stavisky-Skandal nicht mehr zu gebrauchen –, daß sie bei diesem Mordfall die Hände im Spiel haben.«

»All right!« Japp nahm den Bogen Papier an sich, auf dem er Notizen gemacht hatte, und hüstelte ein paarmal. »Dann ist die Sachlage also die folgende: Jane Grey. Wahrscheinlichkeit – gering. Möglichkeit – gleich Null. G a l e . Wahrscheinlichkeit – gering. Möglichkeit ebenfalls gleich Null. Miss Kerr. Sehr unwahrscheinlich. Möglichkeit – zweifelhaft. Lady Horbury. Wahrscheinlichkeit – gut. Möglichkeit – gleich Null. Monsieur Poirot. Fast sicher der Verbrecher; der einzige Mann an Bord, der einen psychologischen Moment schaffen konnte.«

Japp lachte ausgiebig über seinen Scherz, während Poirot nachsichtig und Fournier ein bißchen schüchtern lächelte. Dann sprach der Beamte von Scotland Yard weiter:

»B r y a n t. Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit – beide gut. C l a n c y. Beweggrund zweifelhaft; Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit hingegen sehr gut. R y d e r. Wahrscheinlichkeit ungewiß; Möglichkeit ganz gut. Die beiden Duponts. Wahrscheinlichkeit gering; was den Beweggrund betrifft, gut in bezug auf die Gelegenheit, Gift zu bekommen. Möglichkeit – gut. Das ist eine kurze Zusammenfassung, die nicht zuviel und nicht zuwenig besagt. Jetzt liegt eine Menge Arbeit nach dem üblichen Schema vor uns. Ich werde zuerst Clancy und Bryant unter die Lupe nehmen, auskundschaften, wie es um sie steht, ob sie irgendwann in der Vergangenheit mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen hatten, ob sie sich kürzlich mit Sorgen zu tragen schienen, was sie in den letzten Jahren taten, wo sie sich aufhielten – und dergleichen mehr. Ebenso werde ich mit Ryder verfahren und die übrigen auch nicht vernachlässigen. Wilson soll mir dabei behilflich sein. Monsieur Fournier wird die Duponts übernehmen.«

»Seien Sie versichert, daß ich nichts versäumen werde, Monsieur Japp«, versprach der Franzose. »Heute nacht noch kehre ich nach Paris zurück. Vielleicht erfahre ich jetzt, da wir etwas klarer sehen, von Madame Giselles Wirtschafterin noch das eine oder andere. Dann heißt es, dem Ortswechsel der Toten während dieses Sommers nachzuspüren. Ein- oder zweimal war sie – das weiß ich bestimmt – in Le Pinet. Auch Auskünfte über ihre Beziehungen zu Engländern wären wichtig. O ja, es wartet auf uns eine Menge Arbeit!«

Die Blicke beider Männer richteten sich auf Poirot, der mit halbgeschlossenen Augen in seinem Sessel lehnte.

»Nun, wie steht's, Monsieur Poirot?« fragte der Inspektor endlich. »Wollen Sie sich überhaupt mit der Angelegenheit befassen?«

»Ja, ich möchte Monsieur Fournier nach Paris begleiten.«

»Ausgezeichnet!«

»Was haben Sie eigentlich?« sagte Japp. »Sie hüllen sich in verdächtiges Schweigen. Sprießen einige Ihrer kleinen Ideen, alter Freund?«

»Ein paar. Ja, ja, ein paar. Aber es ist sehr schwierig.«

»Heraus mit der Sprache!«

»Erstens macht mir der Platz zu schaffen, wo das Blasrohr gefunden wurde.«

»Kein Wunder! Beinahe brachte Sie das hinter Schloß und Riegel.«

Poirot schüttelte langsam den Kopf.

»So meine ich es nicht. Ich grübele nicht, weil man es hinter meinem Sitz fand, sondern weil es überhaupt hinter einen Sitz geschoben worden ist.«

»Was gibt's da zu grübeln? Irgendwo mußte der Betreffende das Ding ja verbergen; er konnte sich nicht der Gefahr aussetzen, daß man es bei ihm entdeckte.«

»Sehr richtig. Indes werden Sie bei Besichtigung des Flugzeuges vielleicht bemerkt haben, daß sich, obwohl die Fenster nicht geöffnet werden können, dennoch in jedem ein Ventilator befindet – ein kreisrundes Loch, das sich öffnen und schließen läßt und groß genug ist, um das Hindurchstecken unseres Blasrohrs zu ermöglichen. Warum es nicht auf diese lächerlich einfache Art beseitigen? Es würde unten auf die Erde gefallen und sicherlich niemals gefunden worden sein.«

»Eine Erklärung dafür gibt es – der Mörder fürchtete, daß man ihn beobachtete.«

»Wunderbar!« spöttelte Poirot. »Das Blasrohr an die Lippen zu setzen und den tödlichen Dorn fortzublasen – davor scheute er nicht zurück; aber er fürchtete, daß man ihn sah, wenn er das Blasrohr durch das Loch warf!«

»Zugegeben, es klingt albern. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß er das Rohr hinter das Kissen eines Sitzes schob.«

Hercule Poirot schwieg, und nun stellte Fournier die neugierige Frage:

»Bringt Sie denn das nun auf einen Gedanken?«

»Sagen wir lieber: Es nährt eine Erkenntnis.« Mechanisch rückten Poirots Finger das unbenutzte Schreibzeug gerade, das Japp etwas verschoben hatte. Dann hob er ruckartig den Kopf.

»Haben Sie übrigens jene genaue Liste über die Sachen der Passagiere anfertigen lassen?«

»Was ich versprochen habe, halte ich«, sagte Japp. Er grinste und versenkte die Hand in seine Tasche, um etliche mit Maschinenschrift bedeckte Seiten hervorzuholen. »Hier haben Sie das Verlangte. Gewissenhaft ist alles vermerkt, und ich gestehe, daß ich über etwas gestolpert bin. Aber lesen Sie erst.«

Poirot legte die Blätter auf den Tisch, strich sie sorgfältig glatt und begann dann mit der Lektüre:

JAMES RYDER

Taschen: Leinenes Taschentuch, mit J. gezeichnet. Schweinslederne Brieftasche; sieben Einpfundnoten, drei Geschäftskarten. Brief vom Teilhaber George Elbermann, der die Hoffnung ausspricht, daß »die Verhandlungen über das Darlehen zum Erfolg geführt haben... sonst sind wir übel dran«. Ein Brief mit der Unterschrift »Maudie«, in dem für den nächsten Abend ein Treffen im »Trocadero« verabredet wird (billiges Papier, ungebildete Handschrift). Silbernes Zigarettenetui. Feuerzeug, Füllfederhalter. Schlüsselbund. Yale-Türschlüssel. Kleingeld in französischer und englischer Währung.

Handkoffer: Eine Menge Papiere, die Zementindustrie betreffend. Ein Exemplar des verbotenen Buches »Bootless Cup«.

DR. BRYANT

Taschen: Zwei leinene Taschentücher. Brieftasche, enthaltend zwanzig Pfund und fünfhundert Franc. Kleingeld in französischer und englischer Währung. Konsultationsbuch. Zigarettendose, Feuerzeug, Füllfederhalter, Yale-Schlüssel, Schlüsselbund, Flöte im Kasten.

Dazu: »Memoirs of Benvenuto Cellini« und »Les Maux de l'Oreille«.

NORMAN GALE

Taschen: Seidenes Taschentuch, Brieftasche mit einem englischen Pfund und sechshundert Franc, Wechselgeld, Geschäftskarten zweier französischer Firmen, die zahnärztliche Instrumente herstellen. Leere Zündholzschachtel. Silbernes Feuerzeug. Bruyère-Pfeife. Tabaksbeutel aus Gummi. Yale-Türschlüssel.

Handkoffer: Weißer Leinenmantel. Zwei kleine Mundspiegel. Watterollen, wie sie Zahnärzte gebrauchen, »La Vie Parisienne«, »The Strand Magazine«, »The Autocar«.

ARMAND DUPONT

Taschen: Brieftasche mit tausend Franc und zehn Pfund. Brille mit Etui. Französisches Wechselgeld. Baumwollenes Taschentuch. Paket mit Zigaretten, Streichhölzer. Karten- mit Kästchen. Zahnstocher.

Handkoffer: Manuskript für Vortrag in der Königlichen Asiatischen Gesellschaft. Zwei deutsche archäologische

Veröffentlichungen. Zwei Seiten roher Skizzen von Geschirr. Mit Ornamenten versehen hohle Röhren (angeblich kurdische Pfeifenstiele). Kleiner geflochtener Untersatz. Neun Fotografien, sämtlich von Geschirr.

JEAN DUPONT

Taschen: Brieftasche. Inhalt fünf Pfund und dreihundert Franc. Zigarettdose. Zigaretten spitze (Elfenbein). Feuerzeug. Füllfederhalter. Zwei Bleistifte. Kleines Notizbuch, vollgekritzelt. Brief in englischer Sprache von L. Marriner, der zum Lunch im Restaurant nahe Tottenham Court Road einlädt. Französisches Kleingeld.

DANIEL CLANCY

Taschen: Taschentuch (mit Tintenflecken), Füllfederhalter (tropfend). Brieftasche mit vier Pfund und hundert Franc. Drei Zeitungsausschnitte, die kürzlich vorgefallene Verbrechen behandeln (eine Vergiftung mittels Arsen, zwei Unterschlagungen). Zwei Briefe von Maklern mit Einzelheiten über Landhäuser. Vier Bleistifte. Federmesser. Drei quittierte und vier unbezahlte Rechnungen. Brief von Gordon, mit Briefkopf S. S. Minotaur. Halbgelöste Kreuzworträtsel, aus der Zeitung herausgeschnitten. Notizbuch mit Anregungen für schriftstellerische Arbeiten. Kleingeld in italienischer, französischer, Schweizer und englischer Währung. Bezahlte Hotelrechnung aus Neapel. Großes Schlüsselbund.

In der Manteltasche: Manuskriptseiten von »Mord am Vesuv«. Kontinentales Kursbuch. Golfball. Ein Paar Socken. Zahnbürste. Bezahlte Hotelrechnung Paris.

MISS KERR

Handtasche: Lippenstift. Zwei Zigarettenspitzen (eine aus Elfenbein, die andere aus Jade). Puderdose. Zigarettdose. Streichholzbrief. Taschentuch. Zwei englische Pfundnoten. Kleingeld. Eine Hälfte eines Kreditbriefes. Schlüssel.

Handkoffer: Ledergefüttert. Flaschen, Bürsten und Kämmen usw. Manikürekasten. Schwammbeutel, enthaltend Zahnbürste, Schwamm, Zahncreme, Seife. Zwei Scheren. Fünf Briefe von Verwandten und Freunden in England. Zwei Tauchnütz-Bücher. Fotografie von zwei Spaniels.

Ferner die Zeitschriften »Vogue« und »Good Housekeeping«.

MISS GREY

Handtasche: Lippenstift, flache Puderdose. Yale-Schlüssel und ein Kofferschlüssel. Bleistift. Zigarettdose, -spitze. Streichhölzer. Zwei Taschentücher. Bezahlte Hotelrechnung aus Le Pinet. Kleines Buch, französischer Sprachführer. Hundert Franc und zehn Shilling. Französisches und englisches Kleingeld. Eine Kasino-Spielmarke, Wert fünf Franc.

In der Tasche des Reisemantels: Sechs Postkarten von Paris. Zwei Taschentücher und ein seidener Schal. Brief, gezeichnet Gladys. Ein Röhrchen Aspirin.

LADY HORBURY

Handtasche: Zwei Lippenstifte, Rouge, Puderdose. Taschentuch. Drei Tausendfrancnoten. Sechs englische Pfund. Kleingeld (französisch). Ein Brillantring. Fünf französische

Marken. Zwei Zigarettenspitzen. Streichhölzer in Silberbehälter.

Handkoffer: Komplette Toilettengarnitur. Ferner Schminke, Puder, Cremes usw. Reichhaltiger Manikürekasten (Gold). Kleine Flasche, die (in Tinte) die Aufschrift Borax-Pulver trägt.

Als Poirot am Ende der Liste angelangt war, legte Insepektor Japp seinen Zeigefinger auf den letzten Satz.

»Scharfer Blick, unser Mann! Er hatte das Gefühl, dies gewöhnliche Fläschchen passe nicht zu dem übrigen. Borax-Pulver – wer's glaubt! Kokain hieß das weiße Pulver in Wirklichkeit.«

Poirots Augen öffneten sich ein wenig mehr, und langsam nickte er zweimal.

»Vielleicht hat es mit unserem Fall nichts zu tun«, fuhr Japp fort. »Aber ich weiß sehr wohl, daß eine Frau, die sich dem Kokain hingibt, nicht allzuviel moralische Hemmungen hat. Allerdings bezweifle ich, daß unsere Gnädige die nötigen Nerven hat, um eine Sache wie diese durchzuführen, und, offen gestanden, sehe ich auch nicht, wie es ihr möglich gewesen wäre.«

Poirot nahm die Bogen und las den Inhalt zum zweiten Male. Dann legte er sie mit einem Seufzer wieder auf den Tisch. »Klipp und klar scheint alles auf eine Person als den Mörder hinzudeuten«, sagte er. »Und doch begreife ich nicht das Weshalb oder das Wie.«

Der Inspektor fuhr in die Höhe.

»Monsieur Poirot, wollen Sie etwa behaupten, daß die Durchsicht dieser Liste Sie auf die Spur des Mörders brachte? Ihnen zeigte, wer von den Reisenden im Flugzeug das Verbrechen beging?«

»Ich glaube, ja.«

Japp nahm ihm die Blätter fort, las sie aufmerksam und reichte sie Fournier, der sie ebenfalls genau zu lesen begann.

»Wollen Sie mir etwas weismachen, Monsieur Poirot?«

»Nein, nein. Was für eine Idee!«

Endlich legte der Franzose die letzte Seite aus der Hand.

»Nun?«

»Schelten Sie mich dumm – aber ich finde nicht, daß die Liste uns vorwärtsgebracht hat.«

»Nein? Auch nicht in bezug auf gewisse Merkmale des Falles?« fragte Hercule Poirot. Und als der Franzose dies verneinte: »Nun gut, vielleicht habe ich unrecht.«

»Tragen Sie uns Ihre Theorie doch mal vor«, sagte Japp. »Sie zu hören lohnt sich auf alle Fälle.«

»Es lohnt sich nicht, mein Freund. Wie Sie ganz richtig bemerkten, handelt es sich lediglich um eine Theorie. Ich hoffte, auf der Liste einen gewissen Gegenstand zu finden, und ich habe ihn gefunden. Er scheint indes in die falsche Richtung zu weisen. Der richtige Fingerzeig bei der unrichtigen Person, wodurch unsere Arbeit erklecklich vermehrt wird. Ich sehe meinen Weg noch nicht klar vor mir; nur etliche Tatsachen heben sich aus dem Durcheinander hervor und fügen sich zu einem bedeutungsvollen Muster zusammen. Nein? Ihnen stellt es sich nicht so dar? Ah, dann ist es besser, wenn jeder von uns seinem eigenen Gefühl folgt und seine Arbeit danach einrichtet. Ich habe keine Gewißheit, Messieurs, nur einen bestimmten Argwohn...«

»Und ich glaube, Sie schneiden ein bißchen auf, mein Lieber«, sagte der Inspektor, indem er sich erhob. »Also ich unternehme die nötigen Schritte in London; Sie, Fournier, kehren nach Paris zurück – und was geruht unser Monsieur Poirot zu tun?«

»Nach wie vor Monsieur Fournier nach Paris zu begleiten. Mehr denn je sogar.« Poirot schien das selbstverständlich.

»Mehr denn je...? Bei Gott, ich wüßte gern, welche Grillen in Ihrem Hirn herumgeistern!«

»Grillen! Mein lieber Japp, das ist nicht nett.«

Fournier reichte dem kleinen Belgier respektvoll die Hand.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Abend und spreche Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre entzückende Gastfreundschaft aus. Also werden wir uns morgen früh in Croydon treffen?«

»Ganz recht.«

»Hoffen wir, daß uns unterwegs nicht jemand ermordet!«

Die beiden Beamten brachen auf. Hercule Poirot aber rührte sich, als sei er festgewurzelt, eine halbe Stunde lang nicht vom Fleck. Endlich atmete er tief auf, beseitigte jede Spur von Unordnung, leerte die Aschenbecher und stellte die Stühle in Reih und Glied. Dann nahm er von einem Nebentischchen eine Zeitschrift, die er durchblätterte, bis er auf die gesuchte Seite stieß. »Zwei Sonnenanbeter«, stand dort als Überschrift. Und weiter: »Gräfin Horbury und Mr. Raymond Barraclough in Le Pinet.«

Hercule Poirot betrachtete die beiden lachenden Menschen im Badeanzug, die Arm in Arm vor der Kamera des Fotografen gestanden hatten.

»Man müßte auch in dieser Richtung seine Fühler ausstrecken«, murmelte der kleine Mann.

Er hatte schon die Idee, wie das zu machen war.

Am folgenden Tage war das Wetter so herrlich, daß selbst Poirots empfindlicher Magen nicht aufbegehrte, als das Flugzeug, das um 8.45 Uhr pünktlich Croydon verließ, sie über den Kanal trug. Außer ihnen saßen noch acht andere Passagiere in dem Abteil, und der Beamte der Pariser Sûreté benutzte die Reise, um etliche Versuche anzustellen. Dreimal, in verschiedenen Abständen, zog er ein kleines Stück Bambus aus der Tasche und setzte es an den Mund, dabei immer in dieselbe Richtung zielend. Einmal beugte er sich hierzu um die Ecke seiner Rückenlehne, einmal hielt er den Kopf leicht seitwärts gedreht, und das drittemal kehrte er aus dem Toilettenraum zurück. Stets aber wurde er gewahr, wie der Blick irgendeines Mitreisenden ihn in sanftem Erstaunen musterte; ja, bei dem letzten Versuch waren sogar sämtliche Augenpaare auf ihn gerichtet.

Entmutigt sank Fournier in seinen Sessel nieder, und auch Poirots vergnügtes Schmunzeln heiterte ihn nicht auf.

»Sie finden es komisch, nicht wahr? Aber Sie geben hoffentlich zu, daß man die Versuche machen muß.«

»Ohne weiteres. Ich bewundere aufrichtig Ihre Gründlichkeit, mon cher. Sie spielen die Rolle des Mörders mit dem Blasrohr, und das Ergebnis ist eindeutig: jedermann sieht Sie.«

»Nicht jedermann.«

»Nein, in einem gewissen Sinne nicht. Bei jeder Gelegenheit gibt es irgendwen, der Sie nicht sieht, was für einen erfolgreichen Mord jedoch nicht ausreicht. Sie müssen natürlich sicher sein, daß niemand Sie sehen wird.«

»Und das ist unter gewöhnlichen Bedingungen unmöglich«, sagte Fournier. »Ich halte daher meine Theorie aufrecht, daß außergewöhnliche Bedingungen vorhanden gewesen sein müssen – der psychologisch richtige Moment! In jenem Moment wurde jedermanns Aufmerksamkeit mathematisch genau anderswo gefesselt. Sind Sie nicht meiner Meinung, Monsieur Poirot?«

Der kleine Belgier zögerte eine Minute.

»Ja und nein. Ich glaube wie Sie, daß ein psychologischer Grund vorhanden gewesen ist, weshalb niemand den Mörder sah. Aber meine Ideen laufen in einem anderen Kanal als die Ihren. Ich fühle, daß in diesem Fall bloße okulare Tatsachen täuschend sein können. Schließen Sie Ihre Augen, mon cher, anstatt sie weit zu öffnen. Benutzen Sie die Augen des Verstandes, nicht jene des Körpers. Lassen Sie die kleinen grauen Zellen in Tätigkeit treten... lassen Sie es ihre Aufgabe sein, Ihnen zu zeigen, was sich tatsächlich ereignete.«

Fournier starrte den Sprecher verdutzt an.

»Ich verstehe nicht recht, Monsieur Poirot.«

»Weil Sie aus Dingen, die Sie gesehen haben, Schlüsse ziehen. Nichts kann indes so irreführen wie die Beobachtung.«

Der Franzose machte eine Geste des Unwissens. »Ich gebe es auf, Monsieur Poirot. Ich begreife Sie nicht.«

»Unser Freund Giraud würde Sie drängen, meine Schrullen nicht zu beachten. ›Los, tun Sie etwas‹, würde er sagen. ›Im Lehnstuhl sitzen und denken, das ist die Methode eines alten Mannes, der sich auf dem absteigenden Ast befindet.‹ Aber ich behaupte, daß ein junger Hund oft so hitzig ist, daß er die Fährte überrennt.«

Nach diesen Worten schloß Hercule Poirot die Augen, vermutlich, um nachzusinnen. Doch es läßt sich nicht leugnen, daß er fünf Minuten später fest schlief.

In Paris begaben sie sich vom Flugplatz schnurstracks in die Rue Joliette, die auf der Südseite der Seine liegt. In nichts unterschied sich Nummer drei von den anderen Häusern. Ein alter Pförtner ließ sie ein und begrüßte Fournier recht mürrisch.

»Also schon wieder die Polizei! Nichts als Ungelegenheiten. Das wird das Haus in einen schönen Ruf bringen...!« Knurrend schlurfte er in sein Zimmer zurück.

»Wir wollen zuerst Giselles Büro einen Besuch abstatten«, schlug Fournier vor.

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und erklärte, daß die französische Polizei die Vorsichtsmaßregel getroffen habe, bis zum Einlaufen des Ergebnisses der englischen Voruntersuchung die Tür abzuschließen und zu versiegeln.

Madame Giselles Büro war ein kleiner, dumpfer Raum, in dessen einer Ecke ein Geldschrank von etwas veralteter Art stand. Ein Schreibtisch, nüchtern und geschäftsmäßig, sowie mehrere schäbig gepolsterte Stühle bildeten das Mobiliar. Das einzige Fenster überzog eine Schmutzschicht; man hatte das Gefühl, als sei es noch niemals geöffnet worden.

Poirot nahm in dem Schreibtischsessel Platz, und seine Hand strich sanft über die hölzerne Oberfläche des Tisches. Dann betastete sie ihn von unten.

»Oh, hier ist eine Glocke«, sagte er.

»Ja. Sie klingelt unten beim Pförtner.«

»Eine weise Maßnahme! Madames Klienten sind vielleicht bisweilen lärmend geworden.«

Er öffnete ein paar Schubladen, die einen Kalender, Schreibutensilien, Federn und Bleistifte, aber weder Briefschaften noch irgend etwas von persönlicher Art enthielten, und schob sie nach einem flüchtigen Blick wieder zu.

»Ich würde Sie durch eine gründliche Untersuchung beleidigen, mein Freund«, sagte er zu Fournier. »Wenn hier

etwas zu finden wäre, würden Sie es bestimmt gefunden haben.« Dann wies er auf den Geldschrank. »Kein einbruchssicheres Modell!«

»Nein. Sogar ziemlich altmodisch.«

»War er leer?«

»Ja. Die verflixte Wirtschaftlerin hatte alles vernichtet.«

»Ah... die Vertrauensperson! Wir müssen sie sehen, denn dieser Raum hier sagt uns nichts. Übrigens sehr bezeichnend, nicht wahr?«

»Wieso bezeichnend?«

»Nun, dies Fehlen jeglicher persönlichen Note – ich finde das interessant.« Er erhob sich. »Kommen Sie. Mich lockt die Wirtschaftlerin, diese so überaus gewissenhafte, zuverlässige Frau.«

Elise Grandier, nicht mehr jung, mit einem runden Gesicht und kleinen pfiffigen Augen, warf einen raschen Blick auf Fournier, dann auf Poirot und wieder auf den Beamten der Pariser Sûreté.

»Setzen Sie sich, Mademoiselle Grandier.«

»Danke, Monsieur.« Gelassen nahm sie Platz.

»Monsieur Poirot und ich sind heute von London zurückgekehrt«, begann Fournier. »Die amtliche Leichenschau, das heißt, die Voruntersuchung wegen des Todes von Madame, fand gestern statt. Es bestand kein Zweifel, daß Madame vergiftet wurde.«

»Wie schrecklich, Monsieur! Madame vergiftet! Wer hätte sich so etwas wohl träumen lassen!«

»Vielleicht können Sie uns bei unserer Arbeit helfen, Mademoiselle.«

»Gewiß will ich der Polizei beistehen, soviel ich vermag. Doch ich weiß nichts – absolut nichts.«

»Sie wissen aber, daß Madame Feinde hatte«, sagte Fournier scharf.

»Das ist nicht wahr. Warum sollte Madame Feinde gehabt haben?«

»Nicht so hitzig, Mademoiselle Grandier. Im Beruf eines Geldverleihers stellen sich leicht Mißhelligkeiten ein.«

»Ja, bisweilen waren Madames Klienten ziemlich unvernünftig«, gab Elise zu.

»Sie machten Szenen, wie? Sie drohten?«

Die behäbige Frau schüttelte den Kopf. »Nein, nein, da irren Sie, Monsieur. Nicht sie waren es, die drohten; sie winselten, sie klagten, beteuerten, daß sie nicht zahlen könnten – all das, ja.«

»Vielleicht konnten sie manchmal tatsächlich nicht zahlen, Mademoiselle«, mischte sich Poirot ein.

»Möglich.« Elise Grandier zuckte geringschätzig die Schultern. »Das ist ihre Sache. Gewöhnlich aber zahlten sie schließlich.«

»Madame Giselle war eine harte, gefühllose Frau«, sagte Fournier.

»Madame war gerecht.«

»Sie haben kein Mitleid mit den Opfern?«

»Opfer... Opfer...«, wiederholte Elise ungeduldig. »Sie verstehen das nicht. Ist es etwa nötig, sich in Schulden zu stürzen, über die Verhältnisse zu leben, herumzulaufen und zu pumpen? Und dann noch obendrein zu erwarten, daß ihnen das Geld geschenkt wird? Ah, das ist nicht recht und billig! Madame war stets anständig und rechtschaffen. Sie lieb – und sie erwartete die Rückzahlung. Madame selbst hatte nie Schulden. Immer kam sie redlich ihren Verpflichtungen nach. Nie, nie blieben Rechnungen unbezahlt. Und wenn Sie sagen, daß Madame hart und gefühllos gewesen sei, so trifft das nicht zu. Madame war gütig, unterstützte die Bedürftigen, zeichnete große Summen für wohltätige Zwecke. Als die Frau von Georges, dem Pförtner, erkrankte, bezahlte Madame das

Krankenhaus und hinterher den Aufenthalt im Erholungsheim auf dem Lande.« Sie machte eine Pause, vor Entrüstung rot geworden. »Nein, Sie haben kein Verständnis für Madame.«

Fournier wartete noch einen Augenblick, bis ihre Empörung abgeflaut war, und dann erkundigte er sich:

»Sie äußerten vorhin, daß Madames Klienten schließlich doch zu zahlen pflegten. Sind Ihnen die Mittel bekannt, die Madame anwandte, um dies zu erreichen?«

»Nichts ist mir bekannt.«

»Nun, immerhin genug, daß Sie es für richtig fanden, die hinterlassenen Papiere zu verbrennen.«

»Damit führte ich Madames Anweisungen aus. Wenn ihr je ein Unfall zustoßen oder sie außerhalb ihres Heims erkranken und sterben würde, sollte ich ihre Geschäftspapiere verbrennen, lautete ihr Befehl.«

»Die Papiere in dem Safe unten?« fragte Hercule Poirot.

»Ganz recht, die Geschäftspapiere.«

»Und sie befanden sich in dem Safe unten?«

Diese Hartnäckigkeit trieb Elise Grandier das Blut in die runden Wangen.

»Ich gehorchte Madames Befehlen, Monsieur.«

»Das weiß ich«, lächelte der kleine Belgier. »Aber die Papiere lagen nicht im Safe, wie? Jener Safe ist ein viel zu altmodischer Kasten – sogar ein Unkundiger hätte ihn aufbrechen können. Nicht wahr, die Papiere wurden anderswo aufbewahrt, Mademoiselle? Vielleicht in Madames Schlafzimmer?«

Pause.

»Ja, so ist es«, gestand die Frau endlich. »Obwohl Madame den Kunden gegenüber immer behauptete, die Papiere lägen unten, befanden sie sich in Wirklichkeit im Schlafzimmer.«

»Bitte, zeigen Sie uns, wo.«

Elise Grandier erhob sich und geleitete die beiden unwillkommenen Besucher zu einem sehr geräumigen Zimmer, das indes mit schweren, geschnitzten Möbeln so überfüllt war, daß man sich kaum ungehindert bewegen konnte. Hier klappte sie den Deckel einer großen antiken Truhe auf und entnahm ihr ein unmodernes Alpakakleid mit einem seidenen Unterkleid. Im Innern des Kleides saß eine riesige Tasche.

»Da drin steckten die Papiere, Monsieur. In einem großen, versiegelten Umschlag.«

»Warum haben Sie mir das verheimlicht, als ich Sie vor drei Tagen fragte?« brauste Fournier auf.

»Pardon, Monsieur, Sie fragten mich, wo die Papiere wären, die im Safe sein sollten, und ich erwiderte, daß ich sie verbrannt hätte. Das entsprach der Wahrheit. Der genaue Aufbewahrungsort schien unwichtig.«

»Richtig. Aber Sie verstehen wohl, Mademoiselle Grandier, daß jene Papiere nicht hätten verbrannt werden dürfen.«

»Ich führte Madames Befehle aus«, sagte Elise verbissen.

»Ja, Sie meinten es sicher gut«, beschwichtigte Fournier. »Nun hören Sie genau zu: Madame wurde ermordet. Es besteht die Möglichkeit, daß ihr Mörder ein Mensch ist, über den Madame Dinge wußte, die seinen Ruf gefährden. Haben Sie nicht – ich fände es durchaus verständlich – einen Blick in jene Papiere geworfen, ehe sie ein Raub der Flammen wurden...? Seien Sie nicht vorschnell mit der Antwort, Mademoiselle. Bedenken Sie, daß Sie mit jeder Auskunft, die Sie uns dank jenen Papieren geben könnten, der Polizei den größten Dienst leisten und den Mörder Ihrer Herrin der Gerechtigkeit überantworten. Deshalb fürchten Sie sich nicht, Mademoiselle, wahrheitsgemäß zu antworten. Haben Sie Einsicht in jene Schriftstücke genommen?«

Elise Grandier atmete hörbar.

»Nein, Monsieur«, sagte sie mit Nachdruck, »ich habe nichts gelesen. Ich habe den Umschlag verbrannt, ohne auch nur das Siegel zu lösen.«

Fournier schien sie mit seinen Blicken durchbohren zu wollen. Doch als er erkannte, daß sie die Wahrheit sprach, wandte er sich mit einer Geste, die Niedergeschlagenheit bekundete, ab.

»Sie handelten ehrenhaft, Mademoiselle. Aber es ist schade... jammerschade.«

»Tut mir leid, Monsieur.«

Der Beamte setzte sich in eines der Sesselungetüme und blätterte in seinem Notizbuch.

»Als ich Sie das erstemal fragte, behaupteten Sie, Mademoiselle, die Namen von Madames Klienten nicht zu kennen. Nichtsdestoweniger geben Sie heute zu, daß sie gewinselt und um Mitleid gebeten hätten. Mithin wissen Sie etwas über diesen Kundenkreis Madame Giselles?«

»Ich will es Ihnen erklären. Madame erwähnte nie einen Namen, sie erörterte nie ihre geschäftlichen Angelegenheiten. Doch schließlich ist man Mensch, nicht wahr? Bisweilen sprach Madame zu mir wie zu sich selbst, ganz so, als wäre ich gar nicht anwesend...«

»Ein Beispiel bitte, Mademoiselle«, fiel Poirot ein.

»Ein Beispiel...? Warten Sie, ich will nachdenken – ah ja! Sagen wir, ein Brief kommt. Madame öffnet ihn. Sie lacht auf, kurz und trocken, und murmelt: ›Du heulst und jammerst, meine feine Dame. Doch das hilft dir nichts – zahlen mußt du trotzdem.« Oder sie pflegte mir gegenüber zu äußern: ›Was für Narren! Was für Narren! Sich einzubilden, ich liehe ihnen große Summen ohne geziemende Sicherheit! Wissen ist Sicherheit, Elise. Wissen ist Macht.« Dergleichen Worte ließ sie bisweilen fallen.«

»Haben Sie je einige von Madames Kunden gesehen?«

»Nein, Monsieur. Sie blieben ja unten im ersten Stock, und sehr oft kamen sie nach Einbruch der Dunkelheit.«

»Ist Ihre Herrin vor ihrer Reise nach England hier gewesen?«

»Sie kehrte erst tags zuvor heim.«

»Von wo?«

»Sie hatte vierzehn Tage in Deauville, Le Pinet, Paris-Plage und Wimereux zugebracht – ihre übliche Septemberrunde. Als sie zurückkam, war sie sehr gut gelaunt. Die Geschäfte gingen vortrefflich, sagte sie, die Tour habe sich gelohnt. Dann befahl sie mir, die Universal Airlines anzuläuten und für den nächsten Tag einen Platz nach England zu bestellen. Für das Flugzeug, das in der Frühe abgeht, war kein Platz mehr erhältlich, doch bekam sie noch einen für den Mittagsflug.«

»Und der Grund ihrer Reise? Lag etwas Dringendes vor?«

»O nein, Monsieur. Madame reiste ziemlich häufig nach England und teilte es mir meistens einen Tag vorher mit.«

»Fand sich an jenem Abend einer der Kunden ein?«

»Ich glaube, doch bin ich nicht sicher. Möglicherweise weiß es Georges.«

Fournier kramte jetzt etliche Bilder hervor – Fotografien, von Presseleuten aufgenommen, als verschiedene Zeugen das Gerichtsgebäude nach dem Verhandlungstermin zusammen verließen.

»Können Sie irgendwen wiedererkennen, Mademoiselle?«

Elise Grandier betrachtete die einzelnen Aufnahmen gewissenhaft und gab sie dem Beamten zurück.

»Nein, Monsieur.«

»Dann müssen wir es bei Georges versuchen.«

»Ja. Leider aber hat Georges ziemlich schlechte Augen.«

Fournier schob sein Buch in die Tasche.

»Nun wollen wir nicht länger stören. Kommen Sie, Poirot. Was ist los? Suchen Sie etwas?«

Tatsächlich wanderte Hercule Poirot im Zimmer umher und schaute in alle Winkel.

»Ja, ich halte nach etwas Umschau, was ich nicht sehe.«

»Was ist es?«

»Bilder. Bilder von Madame Giselles Verwandten – von ihrer Familie.«

»Sie hatte keine Familie«, erklärte Elise. »Sie stand allein in der Welt.«

»Sie hatte eine Tochter«, gab Poirot prompt zur Antwort.

»Ja, eine Tochter wohl.« Die Wirtschafterin seufzte.

»Nach meiner Meinung hat Madame das Kind aber zuletzt als Baby gesehen.«

»Wie...?«

Elise Grandier warf die Hände mit einer Geste auseinander, die ihre Unkenntnis versinnbildlichen sollte.

»Ich bin darüber nicht unterrichtet. Das spielte sich in den Tagen ab, als Madame jung war – jung, hübsch und arm. Vielleicht war sie auch verheiratet, vielleicht aber auch nicht. Ich möchte fast das letztere annehmen. Zweifellos traf sie irgendwelche Anordnungen wegen des Kindes. Madame selbst aber hatte die Pocken, kämpfte mit dem Tode, und als sie genas, war ihre Schönheit dahin. Hinfort gab es keine Torheiten mehr, keine Romanzen, nur noch Geschäfte.«

»Aber sie hat ihr Vermögen dieser Tochter vermacht?«

»Gewiß. Wem hätte sie es sonst vermachen sollen, wenn nicht ihrem eigenen Fleisch und Blut? Blut ist dicker als Wasser, und Freunde besaß Madame nicht. Geld war ihre Leidenschaft – immer mehr davon zusammenzuraffen. Sie verbrauchte sehr wenig, da sie keinen Luxus liebte.«

»Wissen Sie, daß sie Ihnen ein Legat aussetzte?«

»Ja. Madame war immer großmütig. Abgesehen von meinem Lohn, erhielt ich alljährlich eine schöne Summe. Ich bin Madame zu viel Dank verpflichtet.«

»So, nun werden wir gehen«, sagte Fournier abermals.
»Unten will ich nur noch ein paar Worte mit dem alten Georges wechseln.«

»Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen in zwei Minuten folge, mein Lieber«, bat plötzlich Hercule Poirot.

»Wie Sie wünschen.«

Fournier verschwand, und noch einmal durchwanderte Poirot das Zimmer. Dann setzte er sich und betrachtete stumm die rundliche Frau, die unter diesen forschenden Augen unruhig wurde.

»Was... was verlangt Monsieur noch zu wissen?«

»Mademoiselle Grandier, ist Ihnen bekannt, wer Ihre Herrin ermordet hat?«

»Nein. Ich schwöre es bei Gott, dem Allmächtigen.«

»Gut.« Wieder ließen Poirots durchdringende Augen die Frau nicht los. »Ich glaube Ihnen. Doch Wissen ist ein Ding und Verdacht ein anderes. Haben Sie eine Idee, nur eine ganz schwache, wer es gewesen sein könnte?«

»Nein. Ich habe es bereits dem Inspektor gesagt.«

»So...? Meinen Sie nicht, daß ein gewisser Unterschied darin besteht, ob man zu einem Polizeibeamten oder zu einem Privatmann spricht?«

»Vielleicht.« Ein Ausdruck der Unentschlossenheit trat in Elises Augen, und Poirot, dem dies nicht entging, beugte sich zur ihr hinüber.

»Soll ich Ihnen etwas sagen, Mademoiselle Grandier? Es gehört zu meinen Gepflogenheiten, nichts zu glauben, was man mir erzählt – das heißt nichts, was nicht bewiesen wird. Ich verdächtige nicht erst diese und hernach jene Person; ich verdächtige jeden. Jeden, der mit einem Verbrechen im leisesten Zusammenhang steht, betrachte ich als einen Verbrecher, bis die betreffende Person sich als unschuldig erweist.«

»Wollen Sie etwa sagen, daß Sie mich, mich im Verdacht haben, Madames Mörder zu sein?« fauchte Elise Grandier los. »Oh, das ist stark! Solch ein Gedanke ist eine unglaubliche Bösartigkeit!« Ihr umfangreicher Busen hob und senkte sich stürmisch. »Eine hundsgemeine Niederträchtigkeit!«

»Nein, Mademoiselle Elise«, erwiderte Poirot ruhig. »Des Mordes verdächtige ich Sie nicht. Der Mörder ist unter den Passagieren des Flugzeuges zu suchen. Aber Sie können sein Helfershelfer sein, indem Sie irgendwem Einzelheiten über Madame Giselles Reise zukommen ließen.«

»Monsieur, ich bin unschuldig! Ich schwöre, daß ich nichts dergleichen getan habe.«

Abermals mußte Elise Grandier Poirots Blicken standhalten, und es dauerte ein Weilchen, ehe er ihr zunickte.

»Ich glaube Ihnen. Trotzdem verheimlichen Sie irgend etwas, Mademoiselle. O ja, leugnen Sie es nicht...! In jedem Fall krimineller Art spielt sich beim Verhör von Zeugen derselbe Vorgang ab. Jeder hält irgend etwas zurück. Bisweilen ist es etwas ganz Harmloses, das auf das Verbrechen gar keinen Bezug hat. Doch – ich wiederhole – etwas gibt es immer. Sie, Mademoiselle, machen von der Regel keine Ausnahme. Still, still, nicht leugnen! Ich bin Hercule Poirot und weiß, was ich sage. Als mein Freund Fournier Sie vorhin ausfragte, wurden Sie gelegentlich unsicher. Auch jetzt können Sie mir nicht frei in die Augen sehen. Also, was haben Sie der Polizei bisher an Tatsachen oder sonstigem verschwiegen?«

»Nichts von Wichtigkeit.«

»Wollen Sie mir nicht auch das Unwichtige mitteilen? Erinnern Sie sich, daß ich nicht im Dienste der Polizei stehe«, setzte er hinzu, als sie zauderte.

Elise Grandier starrte auf das Teppichmuster hinab.

»Ich... ich befinde mich in einer schwierigen Lage, Monsieur, und ich möchte in Madames Sinne handeln.«

»Vier Augen sehen oft mehr als zwei, Mademoiselle. Wollen Sie mich nicht um Rat fragen? Wollen wir nicht gemeinsam an das Problem herantreten?«

Die Frau hob jetzt den Blick, unschlüssig zweifelnd.

»Sie sind ein treuer Wachhund, Mademoiselle Elise«, lächelte Hercule Poirot. »Nicht wahr, es ist eine Frage der Loyalität gegen Ihre tote Herrin?«

»Ja. Madame vertraute mir. Von dem Tag an, da ich in ihren Dienst trat, habe ich alle ihre Anweisungen getreulich ausgeführt.«

»Aus Dankbarkeit für eine große Hilfe?«

»Oh, Monsieur ist scharfsinnig! Ja. Warum soll ich es abstreiten? Ich war betrogen und um meine Ersparnisse geprellt worden – und hatte ein Kind. Madame war gut zu mir. Sie brachte das Kind bei Bauern unter, auf einem schönen Hof und bei rechtschaffenen Leuten. Und bei dieser Gelegenheit erwähnte sie auch, daß sie selbst Mutter sei.«

»Weihte sie Sie in die Einzelheiten ein?«

»Nein. Sie sprach davon wie von einem Teil ihres Lebens, der vorüber und abgeschlossen ist. Für das kleine Mädchen sei gut gesorgt. Es würde zu einem Beruf erzogen und würde später, bei Madames Tode, ihr Geld erben.«

»Von dem Vater des Kindes sprach sie nicht?«

»Nein. Ich habe das Gefühl, daß er Engländer gewesen ist.«

»Was veranlaßt Sie zu diesem Glauben?«

»Eigentlich nichts Bestimmtes, Monsieur. Es lag nur immer eine gewisse Bitterkeit in Madames Stimme, wenn sie die Engländer erwähnte, und außerdem schien es mir, als ob sie sich freute, wenn bei den Geschäften Engländer in ihre Gewalt gerieten. Verstehen Sie mich recht, Monsieur, es ist nur eine Mutmaßung...«

»... die wertvoll sein mag und Möglichkeiten eröffnet«, ergänzte der Belgier. »Und Ihr eigenes Kind, Mademoiselle? War es ein Mädchen oder ein Knabe?«

»Ein Mädchen. Aber es ist tot – schon fünf Jahre.«

»Oh, das tut mir herzlich leid.« Poirot ließ ein paar Sekunden verstreichen. »Mademoiselle Elise, was haben Sie denn nun eigentlich verheimlicht?«

Die Wirtschafterin stand auf und verließ das Zimmer. Als sie nach etlichen Minuten zurückkehrte, hielt sie ein kleines, abgegriffenes schwarzes Notizbuch in der Hand.

»Dies Büchlein gehörte Madame und begleitete sie überallhin. Bei ihrer Abreise nach England konnte sie es aber nicht finden. Dann entdeckte ich es hernach hinter dem Kopfende des Bettes und nahm es mit in mein Zimmer; um es bis zu Madames Heimkehr aufzubewahren. Als die Todesnachricht eintraf, verbrannte ich befehlsgemäß die Papiere, aber nicht das Buch, weil mir dies nicht geheißen worden war.«

»Wann erfuhren Sie die Nachricht?«

Elise zögerte, so daß Poirot ihr die Antwort ersparte.

»Sie erfuhren sie durch die Polizei, die Madames Papiere durchsehen wollte und den Safe leer fand. Und in treuem Gehorsam gegen die Tote gaben Sie an, daß Sie die Papiere verbrannt hätten. In Wirklichkeit haben Sie sie erst hinterher verbrannt.«

»Sie haben recht, Monsieur«, gestand Elise Grandier. »Während die Polizisten unten alles durchstöberten, holte ich die Papiere aus der Truhe und vernichtete sie, sobald sich mir Gelegenheit bot. Ich mußte Madames Auftrag ausführen. Sehen Sie das ein? Aber bitte, teilen Sie es nicht der Polizei mit.«

»Ich glaube, daß Sie sich von den besten Absichten leiten ließen. Dennoch... aber warum an etwas Unabänderliches

Bedauern verschwenden? Eine Notwendigkeit, Monsieur Fournier über die genaue Stunde der Vernichtung aufzuklären, besteht nicht. Jetzt möchte ich aber sehen, ob das Büchlein uns von Nutzen ist.«

»Schwerlich, Monsieur. Die Nummern, die es enthält, sind ohne die Dokumente und Listen bedeutungslos.«

Hercule Poirot nahm ihr das Notizbuch, von dem sie sich sichtlich ungern trennte, aus der Hand und durchblätterte es. Neben den Nummern standen auch Worte, Bleistifteintragen in einer schrägen Schrift, die sich alle zu gleichen schienen. Der Nummer folgten einige wenige beschreibende Einzelheiten, zum Beispiel:

»CX 265. Frau eines Obersten. Steht zur Zeit in Syrien. Regimentsgelder.

GF 342. Französischer Abgeordneter. Verbindung mit Stavisky.«

Ganz am Ende des Buches waren mit Bleistift Verabredungen vermerkt, wie: »Le Pinet, Montag, halb elf, Kasino. Savoy Hotel, fünf Uhr. A. B.C. Fleet Street, elf Uhr.«

Elise Grandier beobachtete Poirot ängstlich.

»Nicht wahr, es ist bedeutungslos, Monsieur? Madame verstand es natürlich, doch nicht ein uneingeweihter Leser.«

Hercule Poirot ließ das Büchlein in seiner Tasche verschwinden.

»Es kann sich als ungemein wertvoll erweisen, Mademoiselle. Sie taten klug daran, es mir anzuvertrauen. Und Gewissensbisse brauchen Sie sich nicht zu machen, denn Madame Giselle verlangte ja niemals, daß Sie das Buch verbrennen sollten.«

»Ja, das stimmt«, sagte Elise, und ihr Gesicht erhellte sich etwas.

»Infolgedessen ist es Ihre Pflicht, es der Polizei auszuhändigen. Im übrigen werde ich dafür sorgen, daß Ihnen

aus Ihrer Geheimniskrämerei keine Ungelegenheiten erwachsen.«

»Ich danke Ihnen, Monsieur.«

Jetzt endlich griff Poirot nach seinem Hut.

»Nun will ich meinen Kollegen nicht länger warten lassen. Doch halt – noch eine Frage. Als Sie den Platz für Madame Giselle bestellten, riefen Sie da den Flugplatz Le Bourget an oder das Büro der Gesellschaft?«

»Das Büro der Universal Airlines, Monsieur.«

»Auf dem Boulevard des Capucines, nicht wahr?«

»Ja, Boulevard des Capucines Nr. 245.«

Hercule Poirot notierte sich die Nummer und ging mit ein paar freundlichen Abschiedsworten hinaus.

Fournier, erhitzt und verärgert aussehend, hielt Zwiesprache mit dem alten Georges.

»Was Besseres hat die Polizei wohl nicht zu tun, als einem wieder und wieder dieselben Fragen zu stellen?« kläffte der Alte mit seiner heiseren Stimme. »Wofür eigentlich? Hoffst sie, daß man früher oder später von der Wahrheit abweicht und ihr Lügen aufischt? Angenehme Lügen natürlich, Lügen, die diesen Herren in den Kram passen!«

»Ich verlange keine Lügen, sondern die Wahrheit.«

»Na also, die Wahrheit habe ich Ihnen ja bereits gesagt. Ja, Madame erhielt, bevor sie nach England reiste, Besuch von einer Dame. Da zeigen Sie mir diese Bilder, da bestürmen Sie mich, ob ich nicht die Frau unter ihnen wiedererkenne. Begreifen Sie denn nicht, was ich Ihnen bereits ein dutzendmal auseinandersetzte? Daß ich schwache Augen habe? Daß es dunkel wurde? Daß ich sie nicht aus der Nähe sah? Kurz und gut: ich erkenne die Dame nicht wieder, und wenn sie mir gegenüberstände, würde ich sie vermutlich auch nicht wiedererkennen. Fünfmal habe ich Ihnen das nun schon vorgekaut!«

»Und Sie erinnern sich auch nicht, ob sie klein oder groß, jung oder alt war? Das kann ich Ihnen wirklich kaum glauben«, sagte Fournier erzürnt.

»Dann glauben Sie es eben nicht. Was kümmert's mich...? Eine Bekanntschaft mit der Polizei – na, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht! Wenn Madame nicht hoch in der Luft getötet worden wäre, würden Sie wahrscheinlich

behaupten, ich, Georges, hätte sie vergiftet. Das sähe der Polizei ähnlich.«

Hercule Poirot kam einer erbosten Antwort Fourniers zuvor, indem er dessen Arm nahm. »Der Magen meldet sich, mein Lieber. Ein einfaches, aber schmackhaftes Mahl, lautet mein Rezept.«

Fournier schaute auf die Uhr.

»Wahrhaftig, es ist eins. Mit diesem Menschen hier sich abzurackern...« Grimmig starrte er Georges an.

Poirot lächelte dem Alten ermutigend zu.

»Wir verstehen uns, die namenlose Dame war weder groß noch klein, weder blond noch dunkel, weder fett noch schlank. Doch das eine vermögen Sie mir fraglos zu sagen: War sie schick?«

»Schick?« wiederholte Georges, ziemlich aus der Fassung gebracht.

»Das genügt. Sie war also schick. Und ich habe das Empfinden, daß ihr ein Badeanzug ausgezeichnet stehen müßte.«

Georges riß verdutzt die Augen auf und plapperte wiederum ein Wort nach.

»Badeanzug...? Was wollen Sie mit einem Badeanzug?«

»Oh, nur ein kleiner Einfall von mir. Eine reizende Frau sieht in einem Badeanzug noch reizender aus. Sind Sie anderer Meinung? Da, schauen Sie her!«

Er reichte dem Alten eine aus dem Magazin »Sketch« herausgerissene Seite, und es entging ihm nicht, wie dieser beim Anblick des Bildes zusammenzuckte.

»Eh, sind Sie jetzt meiner Meinung?«

»Wenn die beiden da überhaupt nichts an hätten, machte es auch nicht viel Unterschied«, sagte der Pförtner nach einer verdächtig langen Pause.

»Gönnen wir es ihnen doch, den wohltätigen Einfluß der Sonne auf ihrer Haut zu spüren«, lächelte Hercule Poirot, worauf sich Georges zu einem heiseren Gekicher herabließ.

Bei dem Mittagessen, das Poirots Vorschlägen entsprach, holte der kleine Belgier Madame Giselles schwarzes Büchlein hervor und trat tapfer für Elise Grandier ein.

»Es ist natürlich, sehr natürlich. Die Polizei – bei diesem Wort erzittern Leute von Elises Bildung und Klasse. Überall, in jedem Lande, werden Sie diese Erfahrung machen.«

»Und da ernten Sie dann Lorbeeren«, entgegnete Fournier. »Der Privatdetektiv holt stets mehr aus den Zeugen heraus als die Behörden. Indes gibt es auch eine Kehrseite des Bildes. Wir haben den ganzen amtlichen Apparat zu unserer Verfügung.«

»So lassen Sie uns freundschaftlich gemeinsam arbeiten«, lächelte Hercule Poirot. »Dies Omelett ist übrigens wundervoll.«

In der Zeitspanne zwischen dem Omelett und der Seezunge blätterte der Beamte der Sûreté in dem schwarzen Büchlein. Dann machte er eine Eintragung in sein eigenes Notizbuch.

»Haben Sie alles durchgelesen?« fragte er Poirot.

»Nein. Gestatten Sie?«

Jetzt vertiefte sich Poirot in Madame Giselles Aufzeichnungen, und als der Käse serviert wurde, legte er das Buch auf den Tisch.

»Gewisse Vermerke...«, begann Fournier.

»Fünf«, berichtete Poirot.

»Zugegeben fünf.« Und aus seinem Notizbuch las der Franzose vor: »CL 52. Englische Gräfin. Gatte; RT 362. Doktor, Harley Street; MR 24. Fälschte Antiquitäten; XVB

724. Engländer. Unterschlagung; GF 45. Versuchter Mord. Engländer.«

»Großartig, mon ami«, lobte Hercule Poirot. »Von all den Eintragungen scheinen nur jene fünf irgendeine Beziehung zu den Passagieren des ›Prometheus‹ zu haben. Nehmen wir sie einmal der Reihe nach vor.«

»Englische Gräfin, Gatte«, sagte Fournier. »Das könnte Lady Horbury betreffen. Sie ist, wie man mir berichtete, eine leidenschaftliche Spielerin. Nichts wäre demnach wahrscheinlicher, als daß sie bei Giselle Geld lieh. Das Wort Gatte läßt sich auf zweierlei Art deuten. Entweder erwartete Giselle, daß der Gatte die Schulden seiner Frau beglich, oder sie kannte ein Geheimnis Lady Horburys, das sie dem Gatten zu enthüllen drohte.«

»Ich neige zu der zweiten Lesart, um so mehr, als ich wetten möchte, daß die Frau, die Giselle am Abend vor dem Flug besuchte, Lady Horbury hieß. Unser kratzbürstiger Pförtner legte eine gewisse Ritterlichkeit an den Tag, und seine unentwegte Behauptung, daß er sich absolut nicht an die Besucherin erinnere, dünkt mich ziemlich vielsagend. Lady Horbury ist eine ungewöhnlich hübsche Frau. Überdies beobachtete ich, wie er zusammenfuhr – oh, nur ganz wenig –, als ich ihm eine Fotografie von ihr im Badeanzug zeigte. Ja, ja, es war Lady Horbury, die jenen abendlichen Besuch in der Rue Joliette machte.«

»Mit anderen Worten: sie folgte der Giselle von Le Pinet nach Paris«, sagte Fournier nachdenklich. »Hm... das sieht fast aus, als ob sie in heller Verzweiflung gewesen sei.«

»Das mag schon stimmen«, meinte Hercule Poirot in gleichgültigem Ton.

»Aber...?«

»Mein Freund, ich sagte Ihnen schon in London, daß meines Erachtens der richtige Fingerzeig auf die falsche Person deutet.

Doch tappe ich selbst noch im dunkeln. Mein Fingerzeig kann nicht verkehrt sein; trotzdem...« Er ließ den Satz unvollendet.

»Wollen Sie mich nicht Näheres wissen lassen, Monsieur Poirot?«

»Nein. Ich kann mich irren, vollkommen irren. Und sollte dies der Fall sein, so leite ich möglicherweise auch Sie auf ein falsches Geleise. Bitte, Ihren nächsten Vermerk.«

»RT 362. Doktor. Harley Street.«

»Vielleicht Dr. Bryant. Ganz dürfen wir dies bei unseren Nachforschungen nicht ausschalten.«

»Das ist Inspektor Japps Sache.«

»Und die meinige«, versicherte Poirot energisch. »Ich habe nämlich auch die Hand im Spiele.«

»MR 24. Fälschte Antiquitäten. Zugegeben, es ist weit hergeholt, aber ein wenig paßt es auf die Duponts. Ich freilich glaube nicht daran. Monsieur Dupont ist ein Archäologe von Weltruf.«

»Was die Sache für ihn sehr erleichtern würde. Bedenken Sie, mein lieber Fournier, wie kristallklar, wie erhaben und wie wert der Bewunderung das Leben der meisten Schwindler von Format ist, bis man hinter ihre Schliche kommt!«

»Wahr, sehr wahr«, bestätigte der Franzose mit einem Seufzer. Dann las er die nächste Eintragung vor: »XVB 724. Engländer. Unterschlagung.«

»Nicht sehr hilfreich«, urteilte Poirot. »Wer kann unterschlagen? Ein Anwalt? Ein Bankbeamter? Jeder, der einen Vertrauensposten im geschäftlichen Leben bekleidet. Kaum aber ein Autor, ein Zahnarzt oder ein Doktor. Mr. James Ryder ist der einzige Vertreter von Handel und Industrie. Er mag Geld unterschlagen und hinterher ein Darlehen bei Giselle aufgenommen haben, um den Diebstahl zu vertuschen. Was die letzte Buchung – GF 45. Versuchter Mord, Engländer – anbetrifft, so gewährt sie uns ein sehr weites Feld. Autor,

Zahnarzt, Friseur, Doktor, Steward, blaublütige Aristokratin: jeder einzelne könnte GF 45 sein. Tatsächlich sind, auf Grund ihrer Nationalität, nur die Duponts ausgenommen. Es ist manches Mal doch gut, Franzose zu sein...«

Er winkte den Kellner herbei und verlangte die Rechnung.

»Und was nun, mein Freund?« fragte er, als sie beglichen war.

»Zur Sûreté«, erwiderte Fournier. »Vielleicht warten dort Nachrichten auf mich.«

»Schön. Ich will Sie begleiten. Anschließend habe ich eine kleine Erkundung vor, bei der Sie mir sicher beistehen werden.«

Auf der Sûreté erneuerte Poirot die Bekanntschaft mit Fourniers höchstem Chef, dem er vor etlichen Jahren im Verlauf eines seiner Fälle begegnet war. Monsieur Gilles streckte ihm beide Hände entgegen.

»Ich bin beglückt, daß Sie dem Fall Interesse entgegenbringen, Monsieur Poirot«, versicherte er.

»Wundert Sie das? Es ereignete sich doch unter meinen Augen. Hercule Poirot schlummert, während ein Mord verübt wird!«

Monsieur Gilles schüttelte taktvoll den Kopf.

»Oh, diese mangelhaften Maschinen! Ich habe selbst ein- oder zweimal erfahren, wie wenig sie Wind und Wetter gewachsen sind.«

»Man könnte dann glauben, daß eine Armee einem auf dem Magen marschiere«, klagte der Belgier. »Und wie die zarten Windungen des Hirns unter den Tücken des Verdauungsapparates leiden! Wenn die Seekrankheit mich packt, bin ich, Hercule Poirot, ein Geschöpf ohne graue Zellen, ohne Ordnung, ohne Methode, bin ich nichts als ein Mitglied der menschlichen Rasse, mit einer Intelligenz, die nicht einmal den Durchschnitt erreicht! Es ist beklagenswert, doch leider

wahr. Und da wir gerade von diesen Dingen reden – wie geht es meinem tüchtigen Freunde Giraud?»

Gilles, die Bedeutung der Worte »diese Dinge« weise überhörend, entgegnete, daß Giraud auf der Rangliste einige Stufen höher gerückt sei. »Er ist sehr eifrig, und seine Energie kennt keine Ermüdung.«

»So war er immer«, sagte Hercule Poirot. »Er jagte und rannte und hetzte hin und her. Er krabbelte auf allen vieren. Bald war er hier, bald war er dort und gleich darauf wieder woanders. Nicht eine Sekunde gönnte er sich Ruhe, um zu überlegen.«

»Ah, Monsieur Poirot, das ist nun einmal Ihre schwache Seite! Ein Mann wie Fournier wird Ihnen besser zusagen. Er entstammt der neuesten Schule – alles für die Psychologie. So lieben Sie es ja.«

»Gewiß, gewiß.«

»Und weil er überdies das Englische sehr gut beherrscht, wurde er nach Croydon hinüberschickt. Übrigens ein fesselnder Fall, Monsieur Poirot. Ein vergifteter Dorn aus einem Blasrohr! Das Ganze hoch oben in den Wolken... Ich frage Sie: Hat man dergleichen schon mal gehört?»

»Nie! Nie!« bestätigte Poirot. »Mit unfehlbarer Sicherheit legen Sie den Finger... Ah, da kommt unser guter Fournier. Sie haben Neuigkeiten?»

Das melancholische Gesicht Fourniers strahlte beinahe. »Ja. Sogar wichtige Neuigkeiten. Ein griechischer Antiquitätenhändler Zeropoulos hat über den Verkauf eines Blasrohrs und einiger Dorne berichtet, der drei Tage vor dem Mord erfolgte. Ich schlage jetzt vor, Monsieur« – hier verbeugte er sich respektvoll vor seinem Vorgesetzten – »diesen Griechen zu verhören.«

»Unbedingt. Will Monsieur Poirot Sie begleiten?«

»Wenn Sie erlauben, ja. Das ist eine sehr interessante Wendung.«

Zeropoulos' Geschäft, das keineswegs zu den erstklassigen zählte, lag in der Rue St. Honore. Es bot den Kauflustigen eine Menge persischer Keramik, ein oder zwei Bronzen von Louristan, minderwertigen indischen Schmuck, Stickereien und seidene Gewebe aus vielerlei Ländern und gänzlich wertlose Perlen sowie ägyptische Erzeugnisse in Massen. Es ist einer der Läden, wo man sozusagen eine Million Franc für einen Gegenstand ausgeben kann, der eine halbe wert ist, oder zehn Franc für eine Ware, deren Wert vierzig Centimes nicht übersteigt. Und in der Hauptsache erfreute es sich des Zuspruchs amerikanischer Touristen und kleiner Kunstsammler. Zeropoulos selbst war ein feister, kleiner Mann mit kohlschwarzen Augen und flinker Zunge.

Die Herren von der Polizei...? Hohe Ehre, hohe Ehre! Vielleicht bespräche man die Angelegenheit besser im Privatbüro. Ja, ja,, er habe ein Blasrohr und Dorne verkauft. »Südamerikanische Kuriosität, meine Herren. Sie verstehen, ich handle ein bißchen mit allem! Allerdings habe ich meine Spezialitäten. Persien steht bei mir in vorderster Linie. Monsieur Dupont, der hochgeschätzte Monsieur Dupont, kennt mich gut. Er pflegte häufig zu kommen, um sich meine Sammlung anzusehen, zu erfahren, welche neuen Erwerbungen ich gemacht habe, und sein Urteil über die Echtheit gewisser fraglicher Stücke abzugeben. Was für ein Mann! Welch ein unerschöpfliches Wissen! Welch ein untrügliches Auge! Welch ein untrügliches Gefühl für echt und unecht...! Aber ich schweife von dem Zweck Ihres Hierseins ab. Ich besitze eine Sammlung – eine wertvolle Sammlung, die allen Kunstkennern

bekannt ist –, und außerdem habe ich... nun, meine Herren, nennen wir es mal ohne Beschönigung: Kuriositäten! Ausländischen, überseeischen Krimskrams, teils aus der Südsee, teils aus Indien, aus Japan, aus Borneo. Für diese Dinge habe ich gewöhnlich keine festgesetzten Preise. Wenn irgendwer Interesse verrät, mache ich rasch eine Schätzung und stelle eine entsprechende Forderung. Natürlich beginnt der Betreffende zu feilschen, und nach langem Hin und Her begnüge ich mich schließlich mit der Hälfte. Aber auch so ist der Gewinn noch gut. Denn meistens erwerbe ich diese Sachen von Seeleuten, denen ich sehr wenig dafür zahle.«

Der Grieche schöpfte Atem und fuhr, entzückt über sich selbst, seine Wichtigkeit und den herrlichen Fluß seiner Erzählung, fort:

»Dieses Blasrohr und die Dorne lagen schon lange bei mir, vielleicht zwei Jahre. In jener falschen Schale dort, zusammen mit einem Kaurihalsband, einem roten indianischen Kopfschmuck, zwei roh geschnitzten Götzen und einigen nicht sehr schönen Jadekugeln. Niemand beachtet sie, niemand begehrt sie, bis dieser Amerikaner kommt und fragt, was das für Dinger sind.«

»Ein Amerikaner?« unterbrach Fournier den Redestrom.

»Ja, ja, ein Amerikaner – unverkennbar ein Amerikaner. Nicht gerade der beste Typ eines Yankees. Einer von der Sorte, die keinerlei Verständnis besitzt und eben nur eine Merkwürdigkeit mit heimbringen will, einer von denen, die die Antiquitätenverkäufer in Ägypten bereichern und die lächerlichsten Skarabäen, die die Glasindustrie je erzeugt hat, erstehen. Hurtig gehe ich auf seine Frage ein, erzähle ihm von den Gewohnheiten gewisser Stämme und ihren tödlichen Giften. Ich erläutere, wie selten solch ein Stück auf den Markt gelangt, und das reizt seine Kauflust. Er fragt nach dem Preis, und ich nenne ihn. Es ist mein amerikanischer Preis, der

allerdings den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, von denen auch Amerika nicht ganz verschont blieb, etwas Rechnung trägt. Ich warte, daß er mit dem Feilschen beginnt, aber nichts Derartiges geschieht. Schlankweg zahlt er das Verlangte. Ich bin wie betäubt! Oh, warum hatte ich nicht mehr gefordert...? Doch nun ist's zu spät. Also gebe ich ihm das Blasrohr nebst den Dornen, nett in ein Paketchen verschnürt, und er geht davon. Hinterher aber, als ich in der Zeitung von diesem aufregenden Mord las, wurde ich stutzig und setzte mich mit der Polizei in Verbindung.«

»Wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Monsieur Zeropoulos«, sagte Fournier höflich. »Glauben Sie, daß Sie imstande wären, dieses Blasrohr und den Dorn zu identifizieren? Gegenwärtig sind sie in London, doch es wird sich ermöglichen lassen, sie Ihnen zu zeigen, wenn sich die Notwendigkeit ergeben sollte.«

»Das Blasrohr war ungefähr so lang« – Zeropoulos maß die Größe auf seinem Schreibtisch ab – »und so dick wie... wie dieser Federhalter. Dazu gehörten vier dornartige Pfeilchen, unten zugespitzt und leicht verfärbt, und mit einem kleinen roten Seidenflaum daran.«

»Rot?« fragte Hercule Poirot erregt.

»Ja, Monsieur, kirschrot – allerdings etwas verblichen.«

»Das ist merkwürdig«, ließ sich jetzt Fournier vernehmen. »Sind Sie sicher, daß nicht einer der vier Dorne einen gelbschwarzen Seidenflaum hatte?«

»Gelbschwarz? Nein!« versicherte der Händler.

Fournier sah Poirot an und gewährte ein sonderbares, befriedigtes Lächeln auf des kleinen Belgiers Zügen. Warum wohl? Weil Zeropoulos log oder aus einem anderen Grunde?

»Es ist sehr wohl möglich, daß dieses Blasrohr nichts mit dem Fall zu tun hat«, meinte der französische Inspektor. »Dessenungeachtet würden Sie mich durch eine genaue

Beschreibung des Amerikaners zu neuem Dank verpflichten, Monsieur Zeropoulos.«

Dieser spreizte ein Paar schwärzliche orientalische Hände.

»Es war eben der richtige Amerikaner. Seine Stimme saß in der Nase. Er konnte nicht Französisch, er wälzte Kaugummi im Munde, er hatte schildpattgefaßte Brillengläser, war groß und nach meiner Ansicht nicht sehr alt.«

»Blond oder dunkel?«

»Das weiß ich nicht genau. Er behielt nämlich während seines Einkaufs den Hut auf.«

»Würden Sie den Mann wohl wiedererkennen?«

»Auch das weiß ich nicht. Bei mir gehen so viele Amerikaner ein und aus, und er stach in nichts von der großen Masse ab.«

Jetzt zeigte Fournier ihm die Sammlung von Pressebildern, doch keiner der fotografierten Zeugen glich, so fand der Grieche, seinem amerikanischen Kunden.

»Ein erfolgloser Gang«, sagte Fournier betrübt, als sie den Laden verließen.

»Davon bin ich noch nicht überzeugt«, widersprach Hercule Poirot. »Die Preisschilder hatten die gleiche Form, und außerdem schienen mir zwei Punkte in Zeropoulos' Erzählung beachtenswert. Und nun, mein Freund, begleiten Sie mich bitte auf einem anderen Gang.«

»Wohin?«

»Boulevard des Capucines. Zum Büro der Fluggesellschaft.«

»Den Gang können Sie sich sparen, Monsieur Poirot. Wir haben dort bereits flüchtig nachgeforscht, aber man konnte uns nichts Interessantes mitteilen.«

Poirot klopfte seinem Gefährten freundlich auf die Schulter. »Eine Antwort hängt von den Fragen ab, und Sie wußten nicht, auf welche Fragen es ankommt.«

»Wissen Sie es?«

»Eh... ich habe eine gewisse kleine Idee!«

Das Büro der Universal Airlines war ganz klein. Ein schmissig aussehender, dunkelblonder Mann saß hinter einem hellpolierten Schalter, und ein Bursche von ungefähr fünfzehn Jahren vor einer Schreibmaschine.

Fournier zeigte seine Legitimation, worauf der Mann, der sich als Jules Meunier vorstellte, seine Hilfsbereitschaft beteuerte. Auf Poirots Veranlassung wurde der Junge hinausgeschickt. »Denn es handelt sich um eine vertrauliche Angelegenheit«, raunte der kleine Belgier.

»Ja, Messieurs?« sagte Jules Meunier, von einer angenehmen Neugier befallen.

»Um die Ermordung Madame Giselles.«

»Ah...! Darüber habe ich bereits etliche Fragen beantwortet.«

»Ich weiß, ich weiß. Indes ist es wichtig, die genauen Tatsachen zu erfahren. Wann ließ Madame Giselle ihren Platz reservieren?«

»Auch das sagte ich bereits. Sie bestellte ihn telefonisch am 17. September.«

»Für das Mittagsflugzeug des folgenden Tages?«

»Ja, Monsieur.«

»Oh! Dann habe ich ihre Wirtschafterin falsch verstanden. Diese sagte mir, Madame habe einen Platz für morgens 8.45 Uhr bestellt.«

»Nein, nein. Oder vielmehr... Madames Wirtschafterin verlangte einen Platz für die erste Maschine, aber da die Plätze schon vergriffen waren, gaben wir ihr einen für das Mittagsflugzeug.«

»Ah, nun ist mir alles klar. Allerdings... hm, das ist eigenartig. Wirklich eigenartig.«

»Was, Monsieur?«

»Ein Freund von mir, der sich plötzlich zu einer Reise nach England entschloß und das Flugzeug um 8.45 Uhr benutzte, erwähnte zufällig, es sei halb leer gewesen.«

Jules Meunier kramte in etlichen Papieren und putzte sich hierauf gründlich die Nase.

»Vielleicht irrt sich Ihr Freund im Tage.«

»Nein. Es war der Mordtag, weil mein Freund noch hinzusetzte, daß er beinahe das erste Flugzeug versäumt hätte und dann tatsächlich einer der Passagiere des ›Prometheus‹ gewesen sein würde.«

»Das ist freilich sonderbar. Manchmal finden sich jedoch die Fluggäste nicht rechtzeitig ein, so daß es natürlich freie Plätze gibt, und manchmal unterlaufen ja auch Versehen. Ich werde mich mit Le Bourget in Verbindung setzen; dort lassen sie es bisweilen an der nötigen Genauigkeit fehlen. Es ist bedauerlich... es...«

Der leicht fragende Blick Poirots schien Jules Meunier unangenehm zu sein. Seine Augen wanderten hin und her, und ein kleiner Schweißtropfen perlte auf seiner Stirn.

»Zwei immerhin mögliche Erklärungen«, warf Poirot hin, »doch – so will es mir wenigstens scheinen – nicht die wahren. Meinen Sie nicht, Monsieur Meunier, es wäre besser, wenn Sie mit der Sprache herausrückten?«

»Wie... wie bitte?«

»Sie verstehen mich sehr gut. Dies ist kein Firlefanz, sondern ein Mordfall. Mord, Monsieur Meunier! Vergessen Sie das gefälligst nicht. Wenn Sie eine Auskunft für sich behalten, so wird Ihnen das teuer zu stehen kommen, denn Sie vereiteln die Absichten der Justiz.«

Zu dem einen Schweißtropfen auf Meuniers Stirn hatten sich mehrere gesellt, und die Hände des Mannes bebten.

»Los«, befahl Poirot mit ungewohnter Härte. »Wir wünschen genaue Auskunft. Wie hoch war der Betrag? Und wer zahlte ihn an Sie?«

»Ich... ahnte nichts... Böses. Ich... dachte...«

»Wieviel, und durch wen?«

»F... fünftausend Franc«, stammelte der Mann, in die Enge getrieben. »Ich hatte den Fremden nie zuvor gesehen. Ich... oh Gott, dies wird mich ruinieren.«

»Mut, Mann. Das Schlimmste wissen wir ja nun. Erzählen Sie, wie es sich zutrug.«

Die Schweißtropfen rieselten jetzt über Stirn und Wangen herab, und ruckartig kamen die Worte aus Jules Meuniers Munde.

»Nein, ich hatte nichts Böses im Sinn. Ein Mann kam herein. Sagte, er flöge am nächsten Tage nach England. Er brauche ein Darlehen von... von Madame Giselle, aber ihr Zusammentreffen solle unabsichtlich aussehen. Er meinte, das gäbe ihm eine bessere Chance. Dann sagte er, ihm sei bekannt, daß sie am folgenden Tage nach England reisen wolle. Er verlangte nichts weiter von mir, als daß ich erklären möge, das morgendliche Flugzeug sei besetzt, und daß ich ihr im ›Prometheus‹ den Platz Nr. 2 gäbe. Ich schwöre, Messieurs, daß ich keine große Sünde darin sah. ›Welchen Unterschied kann es ausmachen?‹ dachte ich. Amerikaner sind nun einmal so... sie bevorzugen bei Geschäften eine formlose, ungezwungene Art...«

»Amerikaner?« Jetzt mischte sich Fournier ein.

»Ja, der Herr war Amerikaner.«

»Beschreiben Sie ihn.«

»Er war groß, hielt sich gebückt, hatte graues Haar, eine Hornbrille und einen kleinen Ziegenbart.«

»Bestellte er auch für sich einen Platz?«

»Ja, Monsieur. Sitz Nr. 1, der neben dem lag, den ich Madame Giselle geben sollte.«

»Auf wessen Namen?«

»Silas... Silas Harper.«

Poirot schüttelte den Kopf.

»Niemand unter den Passagieren hieß so, und niemand hatte den Platz Nr. 1 inne.«

»Ich ersah das aus der Zeitung, und deshalb dachte ich, daß ich die Sache nicht zu erwähnen brauche. Da dieser Mann das Flugzeug nicht benutzte...«

Fournier machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Sie haben der Polizei wertvolle Auskünfte verschwiegen«, sagte er kalt. »Glauben Sie nicht, daß wir das so hingehen lassen!«

Zusammen mit Hercule Poirot schritt er hinaus, während Jules Meunier, aschfahl und zitternd an allen Gliedern, ihnen angstvoll nachstarrte.

Draußen auf dem Bürgersteig zog Fournier den Hut und verneigte sich.

»Meine Hochachtung, Monsieur Poirot. Was brachte Sie auf diesen Gedanken?«

»Zwei getrennte Sätze. Den einen hörte ich heute morgen aus dem Munde eines Mitreisenden, der seinem Nachbarn erzählte, er habe am Morgen des Mordtages in einem fast leeren Flugzeug den Kanal überquert. Dann erwähnte Elise Grandier, sie habe im Büro der Universal Airlines angerufen und Bescheid erhalten, die Plätze für den Frühflug seien sämtlich vergeben. Nun, diese beiden Aussagen standen sich schroff gegenüber. Weiterhin erinnerte ich mich, daß der Steward des ›Prometheus‹ bei seinem Verhör angab, ihm sei Madame Giselle bekannt, weil er sie einmal beim Frühdienst

angetroffen habe. Mithin pflegte sie gewöhnlich das Flugzeug 8.45 Uhr zu benutzen. Doch irgend jemand wünschte, daß sie diesmal um die Mittagsstunde abflöge – jemand, der ebenfalls die Reise mit dem ›Prometheus‹ machte. Weshalb behauptete der Angestellte der Fluggesellschaft, für 8.45 Uhr sei schon alles gebucht? Ein Irrtum oder eine absichtliche Lüge? Ich vermutete das letztere... und hatte recht.«

»Mein Gott, jede Minute wird dieser Fall verworrener«, rief Fournier. »Zuerst schienen wir auf der Spur einer Frau zu sein. Jetzt ist es ein Mann. Dieser Amerikaner...«

Er brach ab, weil er die skeptische Bewegung Poirots sah.

»Mon cher«, sagte der kleine Belgier, »es ist so lächerlich einfach, hier in Paris als Amerikaner aufzutreten! Eine nasale Stimme, der Kaugummi, der kleine Ziegenbart, die Hornbrille – da haben Sie das ganze Zubehör des Amerikaners der Bühnenstücke.«

Er nahm die herausgerissene Magazinseite aus der Tasche, so daß Fournier fragte:

»Was gucken Sie sich da an?«

»Eine Gräfin im Badeanzug.«

»Wie? Sie meinen... Aber nein, sie ist klein, reizend, zart; sie könnte nicht einen großen, gebeugten Amerikaner verkörpern, obwohl sie Schauspielerin war. Diese Idee geben Sie nur getrost auf.«

»Ich habe sie ja niemals gehabt«, erwiderte Hercule Poirot.

Und trotzdem betrachtete er ernst das bedruckte Blatt.

Geistesabwesend häufte Lord Horbury einen Berg Nieren auf seinen Teller.

Stephen Horbury war 27 Jahre alt. Er hatte einen schmalen Kopf und ein langes Kinn, und jeder mußte ohne weiteres den Sportsmann in ihm erkennen, der ein gut Teil seiner Zeit im Freien verbringt. Im übrigen war er gutherzig, ein bißchen dünnelhaft, unendlich treu und unüberwindlich halsstarrig. Jetzt stocherte er in seinem Nierenhaufen herum, öffnete dann eine Zeitung, die er gleich darauf stirnrunzelnd wieder fortwarf, schob seinen Teller zurück, trank einen Schluck Kaffee und erhob sich. Unschlüssig stand er eine Minute neben seinem Stuhl, um endlich mit einem leichten Nicken das Speisezimmer zu verlassen und in das obere Stockwerk hinaufzusteigen.

Dort pochte er zögernd an eine Tür. »Herein!« rief eine klare, hohe Stimme.

Lord Horbury folgte der Aufforderung und betrat ein nach Süden gelegenes großes, schönes Schlafzimmer. In dem geschnitzten Eichenbett aus der Tudorzeit lag Cicely Horbury, unendlich lieblich in dem rosa Chiffongewand und dem rotblonden Gelock ihres Haars.

Ein Frühstückstablett mit den Überbleibseln von Orangensaft und Kaffee stand auf einem Tischchen neben ihr, und ihre Zofe ging ordnend im Zimmer hin und her.

Jedem Mann hätte man es verzeihen müssen, wenn er beim Anblick von soviel Lieblichkeit etwas schneller geatmet hätte; aber den Grafen Horbury berührte das bezaubernde Bild, das sein Weib bot, nicht. Vor drei Jahren, ja, da hatte die

bezaubernde Anmut seiner Cicely den jungen Mann in einen Rausch versetzt, da war er unsinnig, wild, leidenschaftlich verliebt gewesen. Vorüber all das!

»Du, Stephen?« sagte Lady Horbury überrascht.

»Ich möchte gern mit dir allein sprechen.«

»Madeleine, lassen Sie das jetzt«, befahl Cicely der Zofe.

»Gehen Sie hinaus.«

»Sehr wohl, M'lady«, murmelte die Französin, während sie aus den Augenwinkeln einen neugierigen Blick auf Lord Horbury warf.

Stephen wartete, bis die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, und trat nun etwas näher an das eichene Prunkbett heran.

»Ich möchte genau wissen, Cicely, was dich veranlaßt, hierherzukommen.«

Sie zuckte die schmalen, schönen Schultern.

»Warum soll ich nicht?«

»Warum nicht? Nun, ich dachte, es gäbe genug Gründe.«

»Pah! Gründe.«

»Ja, Gründe. Du wirst dich entsinnen, daß wir übereinkamen, es sei, wie die Dinge zwischen uns liegen, besser, die Posse des Zusammenlebens aufzugeben. Du solltest das Stadthaus zu deiner Verfügung haben und ein reichliches, sehr reichliches Einkommen. Innerhalb gewisser Grenzen solltest du deine eigenen Wege gehen. Warum diese plötzliche Rückkehr?«

Wieder ein Achselzucken. »Ich hielt es für besser...«

»Des Geldes halber, wie?«

»Mein Gott, wie ich dich hasse!« stieß der reizende Frauenmund hervor. »Du bist der geizigste Mensch, der auf dieser Erde lebt.«

»Geizig? Geizig – das wagst du zu sagen, nachdem um deiner sinnlosen Verschwendung willen eine Hypothek auf Horbury ruht?«

»Horbury... Horbury... das ist das einzige, was dir am Herzen liegt! Pferde und Jagen und Schießen, dazu die Ernte und langweilige alte Pächter. Oh, welch ein Leben für eine Frau...!«

»Manchen Frauen gefällt es.«

»Ja, Frauen wie Venetia Kerr, die selbst ein halbes Pferd ist. Solch eine Frau hättest du heiraten sollen.«

Lord Horbury wanderte zum Fenster.

»Es ist ein bißchen spät, das zu sagen. Ich heiratete dich.«

»Und du kannst es nicht ändern«, lachte Cicely hämisch auf.

»Du möchtest mich gern loswerden, aber es gelingt dir nicht.«

»Müssen wir dies alles wieder erörtern?«

»Verbohrt und altmodisch, das bist du. Die meisten meiner Freunde lachen sich kaputt, wenn ich ihnen deine Aussprüche erzähle.«

»Es steht ihnen frei zu lachen. Wollen wir nicht zu dem Ausgangspunkt unseres Gesprächs zurückkehren: dem Grund für dein Eintreffen?«

Aber seine Frau schien dazu keine Lust zu haben. Sie keifte:

»Du hast in den Zeitungen bekanntgegeben, daß du eine Verantwortung für meine Schulden nicht übernähmst. Nennst du das eine ritterliche Handlung?«

»Ich bedaure, daß ich zu dem Schritt gezwungen war. Du wirst dich erinnern, daß ich dich warnte. Zweimal habe ich gezahlt. Doch es gibt Grenzen. Deine unsinnige Spielleidenschaft... Aber warum darüber reden? Ich verlange jetzt also zu wissen, weshalb du nach Horbury gekommen bist. Du hast dies Fleckchen Erde stets gehaßt und dich hier zu Tode gelangweilt.«

»Ich hielt es für besser – gerade jetzt«, sagte Cicely mürrisch.

»Besser – gerade jetzt?« Grübelnd wiederholte er die Worte. Und dann fragte er schneidend: »Cicely, hast du dir von der alter Französin Geld geborgt?«

»Von welcher? Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Du weißt genau, was ich meine. Ich meine die Frau, die im Flugzeug ermordet wurde – in dem Flugzeug, mit dem du heimreistest. Hast du von ihr Geld geborgt?«

»Nein. Was ist das wieder für eine schrullige Idee!«

»Cicely, sei kein Narr. Wenn sie dir Geld lieh, tust du besser daran, es mir zu gestehen. Bedenke, daß die Sache noch nicht zu Ende ist. Der Spruch der Geschworenen lautete: vorsätzlicher Mord durch Unbekannt. Die Polizei beider Länder arbeitet fieberhaft, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Wahrheit ans Tageslicht kommt. Bestimmt hat die Tote Aufzeichnungen über ihre Geschäfte hinterlassen. Wenn eine Verbindung zwischen dir und ihr bestand, so sollten wir nicht warten, bis es durchsickert. Wir müssen vorher Foulks Rat einholen.«

Fouk & Wilbraham waren die Anwälte, die seit Generationen die Interessen der Horburys und ihres Gutes vertreten hatten.

»Habe ich bei dieser verdammten Voruntersuchung nicht als Zeugin ausgesagt, daß ich von der Frau nie gehört hätte?«

»Das beweist nicht viel«, meinte Cicelys Gatte trocken; »sei versichert, daß die Polizei bald alles aufdeckt.«

Erbost setzte sich Lady Horbury in ihrem Bett aufrecht hin.

»Vielleicht glaubst du gar, daß ich sie umbrachte, daß ich aufstand und vergiftete Dorne zu ihr hinüberpustete, wie? Oh, diese blöde Geschichte!«

»Das Ganze klingt verrückt«, gab Stephen zu. »Aber ich möchte, daß du dir deine Lage vergegenwärtigst.«

»Welche Lage? Es gibt keine Lage, verstehst du? Natürlich glaubst du mir mal wieder nicht ein Wort – das kenne ich ja allmählich. Und warum überhaupt diese plötzliche Besorgnis? Scherst du dich etwa darum, was mit mir geschieht? Du

verabscheust mich. Du haßt mich. Du wärest heilfroh, wenn ich morgen ins Gras bisse. Warum also heucheln?«

»Übertreibst du nicht ein wenig? Auf jeden Fall kümmert mich, altmodisch wie ich bin, mein Familienname, worüber du vermutlich höhnisch lachst. Was gilt dir der Name, den ich von vielen Generationen vor mir übernommen habe, schuldenlos übernommen. Schulden sind nichts Lächerliches für mich!«

Und während sie ihn verständnislos ansah, machte er jäh kehrt und verließ das Zimmer.

In seinen Schläfen klopfte es wie Hammerschläge, und ein Gedanke jagte den anderen.

»Verabscheuen? Hassen? Ja, das stimmt wahrlich. Aber sollte ich wirklich froh sein, wenn sie morgen stürbe? Mein Gott, ja! Ich würde mich fühlen wie ein Mann, vor dem sich die Gefängnistore auftun. Was für eine verdrehte, scheußliche Angelegenheit das Leben ist! Als ich sie zum ersten Male erblickte, ach, wie ein anbetungswürdiges Kind sah sie aus. So blond, so licht, so lieblich...! Blöder junger Narr! Ich war verrückt, verzehrte mich in Sehnsucht nach ihr. Sie schien der Inbegriff von allem Süßen und Reinen zu sein, und die ganze Zeit über war sie, wie sie heute ist: gewöhnlich, lasterhaft, gehässig, hohlköpfig. Nicht einmal ihre Lieblichkeit berührt mich heute noch.«

Er pfiff, und ein Spaniel tobte heran, der mit treuen Augen zu ihm emporschaute.

»Gute alte Betsy«, sagte Stephen, indem er die langen, befransten Ohren tätschelte. »Ein Hund wie du, Betsy, ist mehr wert als fast sämtliche Frauen, die mir begegnet sind.« Und einen alten Hut auf den Kopf stülpend, verließ er in Gesellschaft des vierbeinigen Freundes das Haus.

Der ziellose Rundgang durch seinen Besitz begann seine gepeinigten Nerven allmählich zu beruhigen. Er streichelte den Hals seines Lieblingspferdes, wechselte ein paar Worte mit

dem Stallknecht, ging hierauf zum Wirtschaftshof, wo er ein Schwätzchen mit der Frau des Pächters hielt, und als er, Betsy dicht auf den Fersen, einen schmalen Weg entlangspazierte, traf er Venetia Kerr auf einer braunen Stute.

Zu Pferde sah Venetia am besten aus. Lord Horbury blickte mit Bewunderung, Zärtlichkeit und einem seltsamen Gefühl des Geborgenseins zu ihr empor.

»Guten Morgen, Venetia. Warst du draußen auf der Koppel?«

»Ja. Wie gefällt dir meine Braune?«

»Prächtig. Hast du den Zweijährigen gesehen, den ich von Chattisley gekauft habe?«

Fünf Minuten lang unterhielten sie sich über Pferde. Dann sagte er unvermittelt:

»Cicely ist hier.«

»Hier in Horbury?« Es gelang Venetia nicht ganz, ihre Überraschung zu verbergen.

»Ja. Diese Nacht traf sie ein.«

Nun wurde es still zwischen ihnen. Venetia spielte versonnen mit den Zügeln ihres Pferdes, und Stephen Horbury verfolgte mit den Augen den Zickzackflug eines gelben Falters.

»Du warst ja bei der Verhandlung, Venetia«, begann er, eigentümlich gepreßt. »Wie... verlief sie?«

Sie überlegte einen Moment.

»Ziemlich nichtssagend. Keiner sagte etwas einigermaßen Wichtiges.«

»Und die Polizei ließ nicht irgend etwas durchblicken?«

»Nein.«

»Muß unangenehm für dich gewesen sein, wie?«

»Ein Genuß bestimmt nicht, Stephen. Aber der Vorsitzende benahm sich ganz anständig.«

Stephen Horbury riß ein Blatt von der Hecke ab.

»Hast du einen Verdacht, wer der Täter sein könnte?«

»Nein«, entgegnete Venetia Kerr und machte eine Pause, weil sie nach Worten suchte, die am besten und taktvollsten das ausdrückten, was sie zu sagen wünschte. Und schließlich brachte sie es mit einem kleinen Lachen vor. »Cicely oder ich waren es jedenfalls nicht. Das weiß ich. Sie würde mich und ich sie entdeckt haben.«

Stephen lachte ebenfalls.

»Dann ist alles in Ordnung«, meinte er fröhlich. Es sollte wie ein Scherz klingen, doch ihr entging die Erleichterung in seiner Stimme nicht. Also hatte er gedacht...

»Wir beide kennen uns doch eigentlich schon sehr lange, Venetia«, fing er von neuem an.

»O ja. Entsinnst du dich noch der schrecklichen Tanzstunden, mit denen man uns als Kinder plagte?«

»Natürlich. Sag, Venetia, war Cicely mit dieser Giselle irgendwie bekannt?« Stephens Blick ruhte forschend auf Miss Kerr.

»Darüber kann ich dir keine Auskunft geben. Ich war ja im Süden Frankreichs und habe den Klatsch aus Le Pinet noch nicht erfahren.«

»Was denkst du denn?«

»Offen gestanden, erstaunen würde es mich nicht.« Und als Stephen nickte, setzte sie freundlich hinzu: »Brauchst du dir darüber den Kopf zu zerbrechen? Ihr führt zwei ziemlich getrennte Leben. Dies ist doch ihre Angelegenheit, nicht deine.«

»Solange sie meine Frau ist, geht es auch mich an.«

»Würdest du, wenn du die Möglichkeit hättest, dich scheiden lassen?«

»Wenn ich einen stichhaltigen Grund hätte, unbedingt«, sagte er verbissen.

»Das weiß ich wohl auch«, meinte Venetia Kerr nachdenklich.

»Ja.«

Sie schwiegen, und Venetia dachte: »Sie hat nicht mehr Moral als eine Katze. Aber sie nimmt sich in acht, um ihm keine Handhabe zu geben.« Dann sagte sie laut: »Also ist nichts zu machen.«

Er schüttelte den Kopf und faßte plötzlich die Zügel ihres Pferdes. »Venetia, wenn ich frei wäre – würdest du mich heiraten?«

Ihr Blick ruhte auf dem Pferdehals, während sie mit einer Stimme, die nichts von ihren Gefühlen verriet, leichthin erwiderte:

»Ganz ausgeschlossen wäre es nicht.«

Stephen! Sie hatte Stephen immer geliebt, immer, seit den längst entschwundenen Tagen der Tanzstunde und des Herumtollens in Wald und Flur.

Und Stephen hatte sie gern gehabt, aber nicht gern genug, um dagegen gefeit zu sein, einer gerissenen, berechnenden kleinen Schauspielerin ins Garn zu gehen.

»Wir würden ein wundervolles Leben zusammen führen, Venetia...«

Bilder stiegen vor seinem Geiste auf: Fuchsjagden, gemütliche Teestunden am knisternden Kaminfeuer, der Geruch von feuchter Erdkrume und Blättern, Kinder... All die Dinge, die Cicely niemals mit ihm teilen, die sie ihm niemals schenken würde. Ein Nebel legte sich über seine Augen, und wie aus der Ferne hörte er Venetias noch immer matte, beherrschte Stimme.

»Stephen, wenn wir auf und davon gingen, müßte sich Cicely ja wohl oder übel von dir scheiden lassen.«

»Mein Gott, glaubst du, ich ließe dich einen solchen Schritt tun!« rief er heftig.

»Mir wäre es gleichgültig.«

»Aber mir nicht.«

»Ja, so ist er«, dachte sie wehmütig. »Immer auf den guten Ruf bedacht, mit allerlei Vorurteilen behaftet. Doch ich möchte gar nicht, daß er anders wäre!«

»Jetzt muß ich weiter, Stephen«, sagte sie. »Auf Wiedersehen.«

Leise berührte sie ihr Pferd mit dem Absatz.

Als sie sich dann noch einmal umwandte, um ihm zuzuwinken, trafen sich ihre Augen und verrieten all das, was ihre sorgfältig gewählten Worte verschwiegen hatten. An einer Biegung des Wegs entfiel ihr die Reitpeitsche.

Ein einsamer Spaziergänger hob sie auf und überreichte sie ihr mit einer übertriebenen Verbeugung.

»Ein Ausländer«, überlegte sie, während sie ihm dankte. »Habe ich das Gesicht nicht schon früher gesehen?« Die Hälfte ihrer Gedanken ging die Sommertage in Juan les Pins durch; die andere Hälfte weilte noch bei Stephen Horbury.

Doch just, als sie daheim anlangte, wurde in ihrem halb träumenden Hirn eine Erinnerung lebendig. »Dieser Spaziergänger...! Es war der kleine Mann, der mir im Flugzeug seinen Platz anbot und von dem es bei der Voruntersuchung hieß, er sei Detektiv. Was sucht er hier? Um Gottes willen, was sucht er hier...?«

Am Morgen nach der Voruntersuchung stellte sich Jane Grey mit etwas Herzklopfen bei Mr. Antoine ein.

Mr. Antoine, der sich gern als Ausländer gebärdete, obwohl ihn seine Mutter in einer Londoner Vorstadt zur Welt gebracht hatte, begrüßte Jane mit einem unheilverkündenden Stirnrunzeln. Es war ihm zur zweiten Natur geworden, in gebrochenem Englisch zu sprechen, sobald er sich innerhalb seines Frisiersalons befand, und so mischte er auch in die Strafpredigt, die er Jane hielt, einige ausländische Brocken. Er schalt sie eine komplette imbecile. Warum mußte sie überhaupt mit dem Flugzeug reisen? Was für eine hoff artige, verrückte Idee! Ihre escapade würde seinem Unternehmen unendlich schaden. Nachdem er seinem Ärger noch weiter Luft gemacht hatte, konnte Jane endlich ihre Freundin Gladys begrüßen. Gladys war eine ätherische Blondine mit stolzem Benehmen und einer kraftlosen nüchternen Stimme. Im Privatleben war ihre Stimme heiser und munter.

»Gräm dich nicht, Liebste«, sagte sie zu Jane. »Der Alte ist sich noch nicht klar darüber, nach welcher Seite die Katze springen wird. Und nach meiner Meinung springt sie nach einer anderen Seite, als er denkt. – Adieu, adieu, Kindchen, da segelt die geliebteste von meinen Kundinnen herein, vermutlich wieder in gräßlicher Laune. Wenn sie nur nicht ihren verdammten Schoßhund mitgebracht hat!«

Eine Sekunde später hauchte Gladys' kraftlose, matte Stimme:

»Guten Morgen, Madame. Wie, ohne Ihren süßen kleinen Pekinesen...? Haarwäsche, nicht wahr?«

Jane betrat derweil die angrenzende Kabine, wo eine Frau wartete, die ihr Gesicht im Spiegel begutachtete.

»Wirklich, mein Gesicht sieht heute morgen schrecklich aus«, sagte sie zu ihrer Freundin, die gelangweilt in einer drei Wochen alten Zeitschrift blätterte. Bei Janes Erscheinen ließ diese das Heft sinken und starrte das junge Mädchen an.

»Sie ist es«, meinte die Leserin, während der gelangweilte Ausdruck verschwand. »Ich bin sicher.«

»Guten Morgen, meine Damen«, grüßte Jane mit jener Heiterkeit, die man von ihr erwartete und die sie ganz mechanisch und ohne die mindeste Anstrengung hervorbringen konnte. »Sie waren lange nicht bei uns, Madame« – dies galt der anderen Frau –, »sind Sie verreist gewesen? Vielleicht drüben auf dem Kontinent?«

»Antibes«, erklärte diese und musterte Jane nun ebenfalls neugierig.

»Wie schön! Und das Wetter war gut...? Kopfwäsche und Wasserwellen, oder kommt heute auch Färben an die Reihe?«

Die Kundin, vorübergehend von ihrem Anblick abgelenkt, lehnte sich nach vorn und prüfte aufmerksam das Haar.

»Ich denke, wir können es noch eine Woche verschieben.« Dann richtete sie ihre Blicke wieder auf Jane. »Sagen Sie: sind Sie nicht das Mädchen, das gestern vor den Geschworenen als Zeugin erschien – das Mädchen, das in dem Flugzeug saß?«

»Ja, Madame.«

»Oh, wie aufregend! Wie schrecklich aufregend! Erzählen Sie doch, wie es war.«

Jane Grey tat ihr Bestes.

»Ja, Madame, es war alles furchtbar, wirklich...«

Sie begann eine lebhaft Schilderung, beantwortete Fragen, wie sie kamen. Wie hatte die alte Französin ausgesehen? Entsprechend den Tatsachen, daß sich zwei französische Detektive in dem Flugzeug befanden und daß hinter dem

Ganzen wieder ein französischer Regierungsskandal steckte? Und Lady Horbury? War sie wirklich so schön, wie man behauptete? Wer hatte nach ihrer Meinung den Mord begangen? Es hieß ja auch, die Sache solle vertuscht werden, aus irgendwelchen Gründen der Politik... ob das wohl stimmte?

Dieses erste Verhör war nur der Vorläufer von vielen anderen. Jede den Salon betretende Dame wünschte, von »dem Mädchen, das in dem Flugzeug saß«, bedient zu werden. Jede sagte hinterher zu ihren Freundinnen: »Liebste, stellen Sie sich vor, das Fräulein bei meinem Friseur ist das betreffende Mädchen... Wie? Ja, selbstverständlich. Ich würde Ihnen unbedingt raten, hinzugehen. Mr. Antoine versteht sein Fach... Jeanne heißt sie, glaube ich.

Ein nettes, kleines Ding mit großen Augen. Wenn Sie sie nett bitten, wird sie Ihnen alles ausführlich berichten...«

Ende der Woche fühlte Jane Grey, daß ihre Nerven zu leiden begannen, und manchmal, wenn sie das schon* so oft Wiederholte von neuem herleiern mußte, hätte sie losschreien oder dem jeweiligen Plagegeist den Fön ins Gesicht werfen mögen.

Schließlich aber verfiel sie auf ein besseres Mittel, ihren Gefühlen Linderung zu verschaffen. Sie trat an Mr. Antoine heran und forderte kühn eine Gehaltserhöhung.

»Das wagen Sie?« tobte er los. »Sie haben die Unverschämtheit, mehr zu verlangen, wenn ich Sie nur aus Großmut behalte? Sie, die in einen Mordfall verwickelt sind? Viele Menschen, weniger gütig als ich, würden Sie umgehend entlassen haben.«

»Reden Sie keinen Unsinn«, erwiderte Jane kaltblütig, »ich bin eine Zugkraft in diesem Salon, was Sie sehr genau wissen.

Wenn Sie wünschen, daß ich gehe, so gehe ich. Bei Prunier oder drüben bei Pierre Richet wird man mir ohne weiteres den verlangten Lohn zahlen.«

»Und woher sollen die Kunden erfahren, daß Sie zu der Konkurrenz gegangen sind?«

»Ich habe bei der Voruntersuchung zwei Reporter kennengelernt, die schon dafür sorgen würden, daß es bekannt wird.«

Und weil Mr. Antoine fürchtete, es könne sich so verhalten, bewilligte er brummend Janes Forderungen. Gladys gratulierte ihrer Freundin von Herzen.

»Gut gemacht, Kindchen«, lachte sie. »Diesmal hat Antoine den kürzeren gezogen. Wenn ein Mädchen sich nicht selbst hilft, ist es verloren. Jane, ich bewundere dich!«

»Oh, ich lasse mich nicht unterkriegen«, versicherte Jane, ihr kleines Kinn kampflustig reckend. »Ich habe stets allein für mich sorgen müssen.«

»Und das ist manchmal verdammt schwer. Zeig dem Alten nur weiterhin die Zähne. Schwäche führt in diesem Leben zu nichts – aber Gott sei Dank kranken weder du noch ich daran.«

Nach diesem Zwischenfall sagte Jane Grey ihre Schilderung, die sie täglich mit kleinen Abwandlungen mehrmals wiederholte, wie eine Bühnenrolle her. Das Versprechen, mit Norman Gale abends zu speisen und ein Theater zu besuchen, hatte sie gehalten, und jedes Wort, das an diesen reizenden Abenden zwischen ihnen gewechselt wurde, schien die Gleichartigkeit ihres Fühlens und Denkens zu bestätigen.

Sie liebten Hunde und verabscheuten Katzen. Sie haßten Austern und fanden, daß geräucherter Lachs eine Delikatesse sei. Sie schwärmten für die Garbo, kritisierten Katherine Hepburn. Sie mochten keine korpulenten Frauen und bewunderten echtes jettsschwarzes Haar. Sie verwarfen hochrot gefärbte Fingernägel, verspürten einen Widerwillen gegen

laute Stimmen und geräuschvolle Restaurants und zogen Autobusse der U-Bahn vor. Es grenzte fast an ein Wunder, daß zwei Wesen in so vielen Punkten derart übereinstimmen konnten.

Eines Tages, als sie in Mr. Antoines Salon ihre Tasche öffnete, fiel ein Brief von Norman heraus, den sie, leicht errötend, rasch aufhob. Doch für Gladys war es nicht rasch genug gewesen.

»Wer ist dein Freund, Jane?«

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, erwiderte Jane Grey.

»Flunkere nicht! Als ob du mir weismachen könntest, daß der Brief vom Großonkel deiner Mutter wäre! Ich bin doch nicht erst gestern geboren. Wer ist es, Jane?«

»Ein... Mann, den ich in Le Pinet traf. Von Beruf Zahnarzt.«

»Zahnarzt«, sagte Gladys abfällig. »Ich hoffe, daß er dann wenigstens sehr weiße Zähne und ein sympathisches Lächeln hat.«

Jane Grey versicherte, daß dies der Fall sei. »Außerdem hat er ein braunes Gesicht und leuchtend blaue Augen«, ergänzte sie.

»Ein braunes Gesicht kann jeder haben«, belehrte Gladys die jüngere Freundin. »Es kann von der Seeluft und auch aus der Retorte der Chemiker stammen. Leuchtend blaue Augen... na, das klingt schon besser. Aber ein Zahnarzt? Ich an deiner Stelle hätte, wenn er mich küßt, immer das Gefühl, daß er gleich sagen würde: ›Bitte, öffnen Sie den Mund etwas weiter!«

»Sei nicht albern, Gladys.«

»Und sei du nicht so empfindlich, mein Kind... Ja, Mr. Antoine, ich komme schon... Eingebildeter Pinsel! Hetzt uns Mädels umher, als wäre er Gott der Allmächtige.«

Der Brief, der dieses Zwiegespräch zwischen den beiden Kolleginnen entfesselte, schlug ein gemeinsames Dinner am Samstagabend vor. Zur Mittagsstunde, als Jane ihr erhöhtes Gehalt in Empfang nahm, war sie in solch gehobener Stimmung, daß sie sich zu dem Luxus eines Mittagessens im Corner House entschloß, wo Geigenklänge ihr Mahl begleiten würden.

Sie nahm an einem Tisch Platz, an dem schon eine Dame vorgerückten Alters und ein junger Mann saßen. Die Dame, mit ihrer Mahlzeit bereits ziemlich fertig, rief bald den Kellner, zahlte, raffte eine Menge Pakete zusammen und brach auf.

Jane las, ihrer Gewohnheit getreu, während des Essens in einem Buch. Als sie eine Seite umblätterte, fiel ihr Blick zufällig auf den jungen Mann, der sie gespannt ansah. Jetzt neigte er sich ein wenig zu ihr herüber.

»Verzeihung, Mademoiselle, erkennen Sie mich nicht? Es ist wahr, wir sind einander nicht vorgestellt worden, sofern man Mord und gemeinsame Zeugenaussage vor den Geschworenen nicht Vorstellung nennen will.«

Jane betrachtete den jungen Herrn aufmerksamer. Er hatte ein offenes, knabenhaftes Gesicht, das mehr durch seine ungewohnte Beweglichkeit als durch Schönheit fesselte.

»Natürlich«, sagte sie. »Wie dumm von mir! Sie sind...«

»Jean Dupont.«

Durch Janes Hirn zuckte die Erinnerung an einen Ausspruch Gladys', der sich vielleicht nicht durch übergroßes Feingefühl auszeichnete: »Wenn dir ein Mann nachläuft, kannst du sicher sein, daß sich bald noch ein zweiter einfindet. Das scheint so eine Art Naturgesetz zu sein. Bisweilen sind es drei oder vier.«

In Jane Greys strengem, arbeitsreichem Leben war bisher für Freunde kein Platz gewesen; doch nun tauchten sie offenbar von allen Seiten auf. Denn Duponts Gesicht, das sich über den schmalen Tisch beugte, zeigte mehr als höfliches Interesse.

Jean Dupont gefiel es, daß er Jane gegenüber saß. Ja, er war sogar hochofrend darüber.

»Sie sind also noch in England«, sagte das junge Mädchen und verwünschte sofort im stillen diese alberne Bemerkung.

»Ja. Mein Vater hat auch in Edinburgh einen Vortrag gehalten, und wir blieben dann noch bei Freunden. Aber jetzt – morgen – kehren wir nach Frankreich zurück.«

»Soso.«

»Hat die Polizei übrigens noch niemand verhaftet?«

»Nein. Die Zeitungen erwähnen letzthin den Fall überhaupt nicht mehr. Vielleicht gibt die Polizei die Suche auf.«

»Das glaube ich nie und nimmer. Sie arbeitet im dunkeln«, meinte er mit einer ausdrucksvollen Geste.

»Nicht so«, verwies ihn Jane unbehaglich. »Da bekommt man ja eine Gänsehaut.«

»Ja, es ist scheußlich, in nächster Nähe gewesen zu sein, als ein Mord ausgeführt wurde... Und ich saß noch näher als Sie, Mademoiselle. Viel näher!«

»Wer das Verbrechen wohl begangen hat? Ich habe wieder und wieder darüber nachgegrübelt.«

Jean Dupont zuckte die Schultern. »Ich bin es nicht gewesen. Sie war zu häßlich.«

»Nun, ich vermute, Sie würden eher eine häßliche Frau töten als eine gutaussehende.«

»Keineswegs. Wenn eine Frau hübsch ist, liebt man sie... sie behandelt einen schlecht... sie macht einen eifersüchtig, verrückt vor Eifersucht. Schön, ich werde sie töten; das wird eine Befriedigung sein, sagt man sich.«

»Und ist es eine Befriedigung?«

»Das weiß ich nicht, Mademoiselle, weil ich es noch nicht probiert habe.« Er lachte und schüttelte dann den Kopf. »Doch wer wird sich die Mühe machen, eine häßliche alte Frau wie die Giselle zu töten?«

»Wenn man bedenkt, daß sie auch einmal jung und vielleicht sogar hübsch gewesen ist!« sagte Jane trübe.

»Ja. Daß Frauen alt werden, ist die große Tragödie des Lebens.«

»Sie scheinen viel über Frauen und ihr Aussehen nachzudenken, Monsieur Dupont.«

»Natürlich. Das mutet Sie seltsam an, weil Sie Engländerin sind. Ein Engländer denkt zuerst an seine Arbeit, seine Stellung, dann an seinen Sport und ganz, ganz zuletzt an seine Frau. Ja, ja, so verhält es sich. Ich lernte in einem kleinen syrischen Hotel einen Engländer kennen, dessen Gattin schwer erkrankt war. Er selbst mußte an einem gewissen Datum irgendwo im Irak sein. Nun, ob Sie es glauben oder nicht: Er verließ seine schwerkranke Frau, um rechtzeitig ›seinen Dienst anzutreten‹. Und sowohl er als auch die Frau fanden das ganz selbstverständlich, hielten es für edelmütig, selbstlos. Aber der Doktor, der kein Engländer war, nannte ihn einen Barbaren. Eine Frau, ein menschliches Wesen – das sollte an erster Stelle stehen; seinem Beruf nachzugehen ist viel weniger wichtig.«

»Ich meine, die Arbeit geht vor.«

»Warum, Mademoiselle? Sehen Sie, Sie stehen auch auf demselben Standpunkt wie die beiden. Doch nun hören Sie meine Lesart: Durch Verrichtung seiner Arbeit bekommt man Geld; durch Verwöhnen und Pflegen seiner Frau gibt man es aus – mithin ist das letztere viel nobler und idealer als das erste.«

Jane lachte.

»Nebenbei bemerkt«, fuhr er fort, »war es für mich, der ich erst zum zweiten Male in England bin, neulich bei der Verhandlung sehr interessant, drei junge und reizende Frauen zu studieren, von denen keine der anderen glich.«

»Und welche Meinung hegen Sie von uns dreien?« fragte das junge Mädchen belustigt.

»Jene Lady Horbury – pah, den Typ kenne ich gut! Er ist sehr international und sehr, sehr kostspielig. Sie finden ihn rund um die Bakkarattische geschart... das weiche Antlitz... den harten Ausdruck... und Sie wissen genau, was in fünfzehn Jahren daraus geworden sein wird. Lady Horbury lechzt nach Sensationen. Hohes Spiel, vielleicht auch Rauschgift, sonst ist sie uninteressant.«

»Und Miss Kerr?«

»Miss Kerr ist englisch bis auf die Knochen. Sie gehört zu jenem Menschenschlag, dem jeder Ladeninhaber an der Riviera Kredit gewähren würde. Und unsere Geschäftsleute sind scharfsinnig. Miss Kerrs Kleidung, obwohl im Schnitt erstklassig, hat etwas Männliches. Miss Kerr schreitet dahin, als gehöre ihr der Erdball. Nicht, daß sie eingebildet wäre – nein, sie ist eben eine Engländerin.«

»Und ich...? Was dachten Sie von mir?«

Das war natürlich eine verfängliche Frage, und sie hätte in jedem anderen Munde wie ein Fischen nach Komplimenten geklungen; aber der junge Mann hörte nur die harmlose Unschuld.

»Von Ihnen? Da sagte ich zu mir: Wie nett, wie furchtbar nett würde es sein, wenn ich sie eines Tages wiedersähe! Und nun sitze ich Ihnen wahrhaftig gegenüber. Bisweilen meinen die Götter es gut mit uns Sterblichen.«

»Sie sind Archäologe, nicht wahr?« lenkte Jane ab. »Sie beschäftigen sich mit Ausgrabungen?«

Und mit ungeteilter Aufmerksamkeit lauschte sie, während Jean Dupont von seiner Arbeit erzählte.

»Wie viele Länder haben Sie kennengelernt, wieviel haben Sie gesehen!« rief Jane schließlich mit einem kleinen Seufzer. »Ich hingegen werde nie von hier fortkommen und nie etwas sehen.«

»Locken Sie denn jene wilden, unzivilisierten Teile der Erde? Bedenken Sie, dort können Sie Ihr Haar nicht legen lassen.«

»Das hat die Natur besorgt, nicht ein Friseur«, erklärte Jane lachend. Plötzlich aber schaute sie auf die Uhr und verlangte hastig die Rechnung.

Jean Dupont malte, ein wenig verwirrt, Hieroglyphen auf das Tischtuch.

»Mademoiselle, würden Sie es nicht als Zudringlichkeit auffassen, wenn ich Sie bitte, heute abend mit mir zu speisen? Wie ich Ihnen sagte, fahre ich morgen nach Frankreich zurück.«

»Das tut mir leid – ich habe schon eine Verabredung.«

»Oh, wie schade! Werden Sie bald wieder nach Paris kommen?«

»Kaum.«

»Und ich weiß nicht, wann ich wieder nach London komme! Es ist traurig!«

Einen Augenblick hielt er Janes Hand fest in der seinen. »Trotzdem hoffe ich auf ein Wiedersehen, Mademoiselle«, sagte er, und es klang, als meine er es ehrlich.

Um die Zeit, als Jane Mr. Antoines Geschäft verließ, sprach Norman Gale in fürsorglichem Ton zu einer Patientin. »Diese Stelle ist etwas empfindlich... Sagen Sie es mir, wenn ich Ihnen weh tue.«

Seine erfahrene Hand führte den elektrischen Bohrer. »So, nun ist's schon vorüber! Miss Roß?«

Mary Roß, dicht neben ihm stehend, rührte auf einer Platte eine kleine weiße Mischung, mit der Gale den kranken Zahn füllte.

»Paßt es Ihnen, wenn Sie wegen der übrigen Plomben Dienstag wiederkommen?« fragte der junge Mann, als er mit der Behandlung fertig war.

Seine Patientin ließ, während sie sich emsig den Mund ausspülte, eine fließende Erklärung vom Stapel. Sie verreise leider... sie bedaure unendlich, aber gegenwärtig vermöge sie noch keine feste Verabredung zu treffen. Ja, gewiß, sie würde Bescheid geben, wenn sie zurückgekehrt sei.

Und eiligst flüchtete sie aus dem Zimmer.

»So, das ist alles für heute, Miss Roß.«

»Lady Higginson telefonierte vorhin; sie könne nächste Woche nicht zur Behandlung kommen«, berichtete die Assistentin. »Und einen neuen Termin wollte sie nicht vereinbaren. Oh... ich vergaß. Auch Oberst Blunt sagte ab.«

Norman Gale nickte verbissen. Jeden Tag war es das gleiche. Die Leute riefen an, warfen unter allerhand Vorwänden und Entschuldigungen die Verabredungen über den Haufen. Der eine reiste angeblich aufs Land, der andere beabsichtigte nach dem Festland hinüberzufahren, der dritte litt an Schnupfen,

während der vierte geschäftliche Abhaltungen vorschützte. Aber gleichgültig, welchen Grund sie nannten – den wirklichen hatte Norman kurz zuvor, als er den Bohrer ergriff, in den Augen seiner letzten Patientin gelesen: eine jähe, panische Angst!

Er wäre imstande gewesen, die Gedanken der Frau niederzuschreiben. »Richtig, er saß ja in dem Flugzeug, als jene Französin ermordet wurde... Mein Gott, es passieren ja die seltsamsten Dinge. Häufig hört man von Menschen, die plötzlich den Verstand verlieren und die sinnlosesten Verbrechen begehen. Es ist wirklich nicht ungefährlich, sich von ihm behandeln zu lassen. Der Mann kann ein blutdürstiger Irrer sein. Äußerlich soll man es ihnen ja gar nicht anmerken... Und dennoch – ich glaube, dieses eigenartige Flackern in seinem Auge hat mich schon manchmal stutzig gemacht...«

»Dann werden wir allem Anschein nach eine sehr geruhsame Woche vor uns haben, Miss Roß«, sagte Norman Gale.

»Ja. Es sind eine Menge Patienten ausgeschieden. Oh, Mr. Gale, auch die restlichen genügen; Sie haben ohnehin im Sommer übermäßig gearbeitet.«

»Jetzt im Herbst laufe ich aber keine Gefahr, mich zu überanstrengen, wie?«

Miss Roß antwortete nicht sofort, und dann rettete sie das Telefon, das draußen im Vorzimmer läutete, vor einer Antwort. Sie ging hinaus, um den Hörer abzunehmen.

Alleingeblichen, warf Gale einige Instrumente in den Sterilisator und führte dabei ein Selbstgespräch. »Warum die Sachlage beschönigen? Mir hat der Tod dieser Französin beruflich großen Schaden gebracht. Jane hingegen genützt. Absichtlich rennen die Frauen in Antoines Salon, um sie anzuglotzen. Na ja, auch unter gewöhnlichen Umständen kommt man sich scheußlich hilflos vor, wenn man auf dem zahnärztlichen Behandlungsstuhl sitzt!

Was für eine wunderliche Sache doch so ein Mord ist! Allerlei nie geahnte Folgen erwachsen daraus...

Aber zurück zu den Tatsachen! Als Zahnarzt schein ich vorläufig ausgespielt zu haben... Möchte wissen, wie sich meine Patienten benehmen würden, wenn die Polizei Lady Horbury verhaftete? Ob sie wieder angelaufen kämen? Schwer zu entscheiden... Aber was kümmert es mich...? Oh, es kümmert mich doch – um Janes willen. Jane ist entzückend. Ich brauche sie zu meinem Glück. Und ich kann sie nicht besitzen – noch nicht... Eine verdammte Lage!« Er lächelte. »Ich fühle, es wird noch alles gut werden... sie mag mich gern. Sie wird warten. Ja, ich sollte nach Kanada auswandern und dort Geld machen.«

Jetzt kehrte Miss Roß zurück.

»Es war Mrs. Lorrie. Zu ihrem Bedauern...«

»... meinetwegen mag sie sich zum Teufel scheren«, fiel Gale ihr ins Wort. »Es leben die Ratten! Es wird hohe Zeit für Sie, Miss Roß, sich nach einem anderen Posten umzusehen; dies hier scheint mir ein sinkendes Schiff zu sein.«

»Oh, Mr. Gale, ich denke nicht daran, Sie zu verlassen.«

»Gutes Mädchen! Sie sind also keine Ratte. Aber ernsthaft gesprochen: Wenn dieser Fall nicht bald geklärt wird, bin ich erledigt.«

Als er am selben Abend mit Jane beim Dinner saß, behauptete er halb unbewußt, er befinde sich in ausgezeichneter Stimmung. Aber Janes scharfe Augen ließen sich nicht täuschen. Sie bemerkte plötzliche Augenblicke von Geistesabwesenheit, die kleine Falte, die sich zwischen seine Brauen schob, die harte Linie um den Mund.

»Norman, geht die Praxis nicht gut?« forschte Jane endlich.

Er streifte sie mit einem raschen Blick und sah dann fort.

»Nun, nicht allzugut. Es ist die stille Jahreszeit.«

»Seien Sie nicht so einfältig!« stieß sie hervor.

»Jane!«

»Ja, es ist mein Ernst. Bilden Sie sich ein, ich fühlte nicht, wie niedergeschlagen Sie sind?«

»Ich bin nicht niedergeschlagen. Nur verärgert, weil die Leute ihre Zähne nicht durch einen eventuellen Mörder behandeln lassen wollen.«

»Wie grausam!«

»Ja, Jane. Ich bin nämlich ein ganz tüchtiger Zahnarzt, und ein Mörder bin ich nicht.«

»Es ist gottlos, wie die Leute sich benehmen!« entrüstete sich das junge Mädchen. »Irgend jemand müßte etwas dagegen tun.«

»So etwas Ähnliches sagte heute vormittag auch meine Assistentin, Miss Roß.«

»Wie sieht sie aus?«

»Miss Roß?«

»Ja.«

»Oh – ich weiß nicht recht. Groß, starke Knochen, eine Nase wie ein Schaukelpferd. Dazu ungemein gewissenhaft.«

»Nun, das klingt ja ganz nett«, sagte Jane gnädig.

Norman Gale freute sich über seine Diplomatie. Mary Roß war in Wirklichkeit gar nicht so knochig, wie er schilderte; dazu hatte sie ein sehr pikantes Gesicht, umrahmt von rotem Haar. Doch Norman empfand sehr richtig, daß es besser sei, dies nicht zu erwähnen.

»Ich möchte selber etwas tun«, gestand er, auf Janes frühere Bemerkung zurückgreifend, »möchte etwas entdecken oder jemanden beschatten.«

Plötzlich zupfte Jane ihn am Ärmel.

»Da drüben sitzt Mr. Clancy, der Schriftsteller. Ihn könnten wir ja beschatten.«

»Und das Kino?«

»Ich pfeife auf das Kino«, erklärte Jane Grey, indem sie unwillkürlich in die Tonart ihrer Freundin Gladys verfiel.

»Wer weiß, vielleicht kundschaften wir etwas aus.«

Ihr Eifer wirkte ansteckend, und nach kurzer Beratung beschlossen sie, zu zahlen, damit sie hierdurch nicht aufgehalten würden, wenn Mr. Clancy aufstünde. Als der kleine Mann sich dann endlich erhob und in die Dean Street hinausritt, folgten ihm Norman und Jane tatsächlich ziemlich dicht auf den Fersen.

»Für den Fall, daß er ein Taxi nimmt«, erläuterte das Mädchen.

Mr. Clancy nahm jedoch kein Taxi. Den Mantel über dem Arm gelegt, wandelte er gemütlich durch Londons Straßen. Sein Gang war etwas fahrig. Bisweilen bewegte er sich mit eiligem Schritt vorwärts, bisweilen verlangsamte er das Tempo, bis er kaum noch vom Fleck kam. Einmal, kurz ehe er eine Straße überquerte, stand er still, mit dem einen Fuß frei in der Luft über dem Rinnstein, und gemahnte in dieser Stellung an eine Zeitlupenaufnahme.

Auch seine Richtung war verworren. Zum Beispiel führte er einmal so viele rechtwinklige Drehungen aus, daß er dieselbe Straße zweimal entlangschritt. Janes Hoffnungsbarometer stieg.

»Er fürchtet, verfolgt zu werden, und versucht deshalb, uns abzuschütteln«, sagte sie erregt.

»Glauben Sie?«

»Bestimmt. Niemand würde sich so in Kreisen bewegen.«

»Oh!«

Sie waren ziemlich schnell um eine Ecke gebogen und wären beinahe auf ihr Wild geprallt. Mr. Clancy verharrte breitbeinig vor einem Fleischerladen, der zwar geschlossen war. Aber irgend etwas oberhalb des ersten Stockwerkes schien des

Schriftstellers Aufmerksamkeit zu fesseln. »Famos!« stieß er laut hervor. »Welch ein Glück!«

Schnell nahm er ein kleines Buch und schrieb sehr sorgfältig etwas auf, wobei der Mantel ins Rutschen kam und fortan auf dem Boden schleifte. Dann ging es weiter, nunmehr in munterem, flottem Schritt, zu dem eine leise gesummte Melodie den Takt angab. Endgültig schlug Mr. Clancy jetzt die Richtung nach Bloomsbury ein. Manchmal, wenn er den Kopf seitwärts wandte, konnten die Verfolger erkennen, wie er die Lippen bewegte.

»Der ist vollkommen durcheinander«, erklärte Jane Grey. »Er redet mit sich selbst, ohne es zu wissen.«

Als er wartete, um – geleitet von der Verkehrsampel – den Fahrdamm zu überqueren, standen Norman und Jane an seiner Seite. Tatsächlich Dr. Clancy sprach mit sich. Sein Gesicht sah weiß und abgespannt aus, und deutlich fing das Paar einige der gemurmelten Worte auf: »Warum sagt sie nichts? Warum? Es muß ein Grund vorliegen...«

Die Ampel strahlte jetzt grün. Kaum stand der kleine Autor auf dem jenseitigen Bürgersteig, so knurrte er: »Endlich sehe ich klar. Natürlich! Schon deshalb muß sie mundtot gemacht werden.«

Vor Aufregung kniff Jane ihren Begleiter heftig in den Arm.

Nun raste Mr. Clancy mit Siebenmeilenstiefeln weiter, die beiden Menschen, die ihm ständig auf den Fersen blieben, offenbar gar nicht gewahrend. Und stetig schleifte der Mantel über das Pflaster dahin. Schließlich – mit verwirrender Plötzlichkeit – machte der Kleine vor einem Hause halt, schloß die Tür auf und verschwand im Innern.

Norman und Jane schauten sich an.

»Es ist sein eigenes Haus, Cardington Square 47. Er nannte die Adresse bei der Verhandlung.«

»Vielleicht wird er noch einmal herauskommen«, meinte Jane. »Und wenn nicht, so haben wir immerhin etwas gehört. Irgend jemand, eine Frau, soll mundtot gemacht werden, und irgendeine andere Frau will nicht sprechen. Oh, Norman, es klingt beinahe wie eine Kriminalgeschichte.«

Da kam eine Stimme aus der Dunkelheit. »Guten Abend«, wünschte sie... Norman und Jane prallten erschrocken zurück.

Der Eigentümer dieser Stimme trat aus dem Schatten hervor, zwei mächtige Schnurrbartbüschel zeigten sich im Licht der Straßenlaterne.

»Eh bien«, lächelte Hercule Poirot, »ein schöner Abend für eine Hetzjagd, nicht wahr?«

Von den beiden überraschten jungen Menschen faßte sich Norman Gale zuerst. »Oh, Sie sind es, Monsieur... Monsieur Poirot! Versuchen Sie noch immer, sich von dem Verdacht zu reinigen?«

»Sieh da! Sie erinnern sich unserer kleinen Unterhaltung? Und ausgerechnet den armen Mr. Clancy verdächtigen Sie?«

»Sie ebenfalls«, sagte Jane schlagfertig. »Sonst wären Sie ja nicht hier.«

Er betrachtete ruhig ihr junges, frisches Gesicht. »Haben Sie je über Mord nachgedacht, Mademoiselle? Über Mord im allgemeinen? Kaltblütig und leidenschaftslos?«

»Bis ganz vor kurzem haben sich meine Gedanken wohl nie damit beschäftigt.«

Hercule Poirot nickte.

»Ja, und jetzt denken Sie daran, weil ein Mord Sie persönlich berührt hat. Doch ich, Mademoiselle, ich hatte viele Jahre mit Verbrechen zu tun und habe meine eigene Art, die Dinge anzusehen. Was würden Sie hauptsächlich im Auge haben, wenn Sie einen Mord aufzuklären versuchten?«

»Den Mörder zu finden«, sagte Jane Grey.

»Die Gerechtigkeit«, sagte Gale.

Der Belgier schüttelte den Kopf. »Es gibt wichtigere Dinge, als den Mörder zu finden. Gerechtigkeit ist ein schönes Wort, doch bisweilen fällt es schwer, genau zu erläutern, was man damit meint. Nach meiner Ansicht ist das Wichtigste, den Unschuldigen zu entlasten.«

»Das versteht sich von selbst«, erwiderte das junge Mädchen.
»Wenn jemand angeklagt wird...«

»Nicht einmal das. Es braucht gar keine Anklage vorzuliegen. Aber bis eine Person eindeutig der Schuld überführt wurde, läuft jeder andere, der mit dem Verbrechen verquickt ist, Gefahr, mehr oder weniger darunter zu leiden.«

»Wie wahr das ist!« pflichtete Gale ihm aus tiefster Seele bei. Und Jane ergänzte: »Als ob wir das nicht am besten wüßten!«

»Aha!« Poirot blickte von einem zum anderen. »Also haben Sie es bereits am eigenen Leibe gespürt?« Dann sagte er kurz: »Zur Sache! Da unsere Ziele die gleichen sind, wollen wir uns zusammentun. Ich möchte unserem findigen Freund Mr. Clancy einen Besuch abstatten und vorschlagen, daß Mademoiselle mich als meine Sekretärin begleitet. Hier ist ein Notizbuch und ein Bleistift zum Stenografieren.«

»Ich kann nicht stenografieren«, japste Jane.

»Das schadet nichts. Aber Sie besitzen einen hellen Verstand. Sie können glaubwürdige Bleistiftzeichen in das Buch kritzeln, nicht? Schön. Was Mr. Gale anbelangt, so schlage ich vor, daß er uns in etwa einer Stunde wiedertrifft. Vielleicht bei ›Monseigneur? In der oberen Etage? Bon!« Und obwohl Norman den Mund öffnete, als wolle er Einspruch erheben, schritt Poirot, gefolgt von der etwas verwirrten Jane, auf die Haustür zu und klingelte.

Eine ältere, ziemlich mürrische Frau in strengem Schwarz öffnete.

»Zu Mr. Clancy«, sagte Poirot kurz.

»Ihr Name, Sir?«

»Hercule Poirot.«

Die Frau führte sie treppauf.

»Mr. Eer Küle Prott«, meldete sie, die Tür zu einem Zimmer aufreißend.

Poirot entsann sich sofort der Aussage des Schriftstellers in Croydon, daß er ein ziemlich unordentlicher Mann sei. Das Zimmer – ein langer Raum mit drei Fenstern, sämtlich an der einen Längswand, und Regalen und Bücherschränken an den anderen – befand sich in einem Zustand des Chaos. Papiere lagen verstreut umher, desgleichen Pappdeckel und Bananen. Bierflaschen mußten sich mit aufgeschlagenen Büchern vertragen, Sofakissen mit einer Posaune, Porzellan mit Radierungen. Doch vor allem besaß Mr. Clancy einen erstaunlichen Reichtum von Füllfederhaltern.

Augenblicklich kämpfte er inmitten dieses Durcheinanders mit einem Fotoapparat und einem Film.

»Du meine Güte!« sagte Mr. Clancy, als der Besucher gemeldet wurde. Er stellte den Apparat auf den Tisch, und prompt fiel der Film auf den Fußboden und entrollte sich, während der Hausherr sich mit ausgestreckten Händen der Tür zuwandte.

»Sehr erfreut, Sie zu sehen.«

»Hoffentlich erinnern Sie sich meiner«, sagte Poirot. »Dies ist meine Sekretärin, Miss Grey.«

»Willkommen, Miss Grey.« Er schüttelte ihr die Hand und richtete hierauf das Wort wieder an Hercule Poirot. »Ja, natürlich erinnere ich mich Ihrer... wenigstens... wo trafen wir uns doch? War es nicht im Skull-Klub?«

»Wir machten zusammen im Flugzeug eine sehr unheilvolle Reise von Paris nach London, Mr. Clancy.«

»Richtig, richtig! Und Miss Grey ebenfalls. Nur entsinne ich mich nicht, daß sie Ihre Sekretärin war. Mir schwebt sogar dunkel vor, sie sei in einem Schönheitssalon oder dergleichen tätig.«

Jane schaute hilfesuchend Poirot an, der sich der Lage aber völlig gewachsen zeigte.

»Ihr Gedächtnis trägt Sie nicht, Mr. Clancy. Aber als tüchtige und umsichtige Sekretärin hat Miss Grey bisweilen andere Arbeit, wenn auch vorübergehender Art, zu leisten – Sie verstehen wohl?«

»Gewiß«, versicherte der Schriftsteller. »Ich vergaß, daß Sie ja Detektiv sind – ein echter. Kein Mann von Scotland Yard. Nehmen Sie Platz, Miss Grey. Nein, nein, bitte nicht dort – ich glaube, der Stuhl ist mit Marmelade befleckt. Wenn ich diesen Stapel fortschiebe... O weh, jetzt poltert alles herunter. Na, schadet nichts! Und Sie sitzen am besten hier, Monsieur Poirot. Keine Angst, die Rückenlehne ist nicht wirklich gebrochen; sie knackt nur ein wenig, wenn man sich dagegen lehnt. Vielleicht täten Sie allerdings gut daran, sich nicht allzu fest anzulehnen. Ja, Sie sind Privatdetektiv wie der William Rice meiner Bücher. Das Publikum schätzt meinen William Rice sehr. Er pflegt an seinen Nägeln zu knabbern und eine Menge Bananen zu verzehren. Warum ich ihn im ersten Buch an den Nägeln knabbern ließ, weiß ich selbst nicht – es ist doch eine scheußliche Angewohnheit. Aber da ich einmal damit anfang, muß er es in jedem Buche tun. Ein bißchen einförmig, wie? Der Einfall mit den Bananen ist besser; man kann sie prächtig ausschlichten. Flüchtende Verbrecher zum Beispiel, die auf einer fortgeworfenen Schale ausgleiten. Ich esse selbst viel Bananen, und vermutlich gab mir das die Idee ein. Aber die Nägel beiße ich mir nicht ab. Etwas Bier gefällig, Monsieur Poirot?«

»Ich danke, nein.«

Mr. Clancy seufzte, setzte sich dann gleichfalls nieder und starrte den kleinen Belgier ernst an.

»Ich errate, weshalb Sie mich aufsuchen. Wegen der Ermordung von Madame Giselle. Wieder und wieder habe ich darüber nachgegrübelt. Sie mögen sagen, was Sie wollen: Es bleibt erstaunlich. Ein vergifteter Pfeil und ein Blasrohr im

Flugzeug! Wie ich Ihnen schon erzählte, habe ich das Thema sowohl in Buchform als auch bei einer Kurzgeschichte verwandt. Natürlich war der Mord auf dem ›Prometheus‹ ein entsetzlicher Vorfall, aber er hat mich gepackt.«

»Als Autor, Mr. Clancy, nicht wahr? Das verstehe ich durchaus...« Monsieur Poirot erwies sich als guter Bücherkenner.

Der Schöpfer von William Rice strahlte.

»Wirklich? Nun, man sollte ja eigentlich meinen, jeder müsse es verstehen, sogar die Behörden. Nichts dergleichen! Argwohn – das ist alles, was ich bei dem Inspektor und den Geschworenen erntete. Da lasse ich mich herbei, der Polizei einen Wink zu geben, damit ich zu guter Letzt noch von diesen Tröpfen verdächtigt werde. Aber ich habe meine Methoden!« lachte Mr. Clancy fröhlich auf.

»Methoden? Inwiefern?«

Der Schriftsteller legte seinem Besucher vertraulich die Hand aufs Knie.

»Es ihnen heimzuzahlen, Monsieur Poirot. Ich werde jenen Inspektor – Japp heißt er ja wohl – in meinem nächsten Buch bringen. Ah, sie sollen sehen, wie William Rice mit ihm fertig wird!«

»Zwischen zwei Bananen, sozusagen«, flocht Poirot ein.

»Zwischen zwei Bananen – das ist köstlich!« Abermals lachte Mr. Clancy.

»Sie haben als Schriftsteller einen großen Vorteil, Monsieur«, sagte Hercule Poirot. »Sie können Ihrem Herzen im gedruckten Wort Luft machen und überwinden Ihre Feinde durch die Macht Ihrer Feder.«

»Ja. Im übrigen bekomme ich mehr und mehr die Überzeugung, daß sich dieser Mordfall als eine wirklich glückliche Angelegenheit für mich erweist. Ich beabsichtige, das Ganze genau so zu schreiben, wie es sich zutrug. Als

Roman natürlich, den ich ›Mysterium über dem Kanal‹ betiteln werde. Genaue Schilderungen sämtlicher Passagiere. Oh, das Buch wird sich verkaufen wie warme Semmeln – wenn ich es noch rechtzeitig herausbringen kann.«

»Meinen Sie nicht, daß Ihnen daraus einige Beleidigungsklagen oder derartiges entstehen werden?« mischte sich Jane zum erstenmal in das Gespräch; worauf Mr. Glancy sein strahlendes Gesicht ihr zuwandte.

»Nein, nein, mein liebes Fräulein. Freilich, wenn ich einen der Passagiere zum Mörder stempelte – nun ja, dann würde man mich wohl belangen. Doch das Stärkste an dem Buch ist die völlig unerwartete Lösung im letzten Kapitel.«

»Und wie heißt diese Lösung?« fragte Poirot eifrig.

»Ah, Sie werden staunen! Als Pilot verkleidet, schleicht sich ein junges Mädchen auf dem Flugplatz Le Bourget auf den ›Prometheus‹ und verbirgt sich unter Madame Giselles Platz. Es hat eine Ampulle des neuesten Gases bei sich, das es entweichen läßt und das die Fluggäste für drei Minuten betäubt. In dieser Zeitspanne tötet das Mädchen Madame Giselle mit dem vergifteten Dorn und bringt sich durch einen Fallschirmabsprung aus der rückwärtigen Tür in Sicherheit.«

Hercule Poirot und seine angebliche Sekretärin verständigten sich durch einen schnellen Blick.

»Und warum wird die Verbrecherin nicht ebenfalls durch das Gas bewußtlos?« erkundigte sich Jane.

»Gasmasken«, erklärte Mr. Clancy.

»Soso. Sie springt also in den Kanal hinunter?«

»Es braucht ja nicht der Kanal zu sein, liebes Fräulein. Ich werde die französische Küste draus machen.«

»Leider könnte sich aber niemand unter dem Sitz verstecken, Mr. Clancy, weil der Raum nicht ausreicht.«

»In meinem Flugzeug wird der Raum ausreichen«, versetzte der Schriftsteller entschlossen.

»Allerhand!« bewunderte Poirot. »Und die Beweggründe der jungen Dame?«

»Da schwanke ich noch. Wahrscheinlich wurde ihr Geliebter durch die Giselle ruiniert und beging Selbstmord.«

»Und wie verschaffte sie sich das Gift?«

»Ja, das ist überhaupt der Glanzpunkt«, begeisterte sich Mr. Clancy. »Sie ist nämlich Schlangenbeschwörerin und entzieht das Gift ihrer Liebesschlange.« Das war seine Phantasie.

»Mon dieu!« sagte Poirot, und noch einmal: »Mon dieu! Sollte das nicht vielleicht ein bißchen zu sensationell sein?«

»Sie können überhaupt nicht sensationell genug schreiben«, belehrte ihn der Schriftsteller. »Besonders, wenn Sie Pfeilgift oder dergleichen zur Sprache bringen. Wollen Sie denn etwa, daß ein Kriminalroman dem wirklichen Leben gleicht? Nehmen Sie doch nur die Geschehnisse aus den Zeitungen – langweilig und trübe wie Gossenwasser!«

»Nicht so stürmisch, Monsieur. Wollen Sie etwa sagen, daß unsere kleine Angelegenheit langweilig wie Gossenwasser sei?«

»Nein; sie nicht. Bisweilen dünkt sie mich einfach unwirklich.«

Poirot rückte den knackenden Stuhl ein wenig näher an den Hausherrn heran, und seine Stimme wurde vertraulich.

»Monsieur Clancy, Sie sind ein Mann mit Hirn und Vorstellungskraft. Die Polizei, die das nicht zu würdigen wußte, ist Ihnen mit Argwohn entgegengetreten, anstatt Sie um Rat zu fragen. Ich aber, ich, Hercule Poirot, wünsche Ihren Rat.«

Mr. Clancy wurde puterrot vor Vergnügen. »Oh, das ist sehr nett von Ihnen.«

»Sie haben Kriminologie studiert«, führte der kleine Belgier weiter aus. »Ihre Ideen werden wertvoll sein. Es würde mich

sehr interessieren, zu erfahren, wer nach Ihrer Meinung das Verbrechen verübte.«

»Hm...« Clancy zauderte, streckte mechanisch die Hand nach einer Banane aus und begann zu essen. Dann wiegte er, während der Eifer aus seinem Gesicht schwand, langsam den Kopf. »Sehen Sie, Monsieur Poirot, da gibt es einen grundlegenden Unterschied. Wenn Sie schreiben, können Sie alles nach Belieben drehen und wenden, wohingegen im wirklichen Leben eine wirkliche Person vorhanden ist. Sie haben keine Macht über die Tatsachen. Ehrlich gestanden fürchte ich, daß ich als wirklicher Detektiv nicht das geringste taue.«

Und traurig warf er die Bananenschale in den Kamin.

»Mache ausfindig, wem durch das Verbrechen Nutzen erwächst, heißt im allgemeinen meine Losung.«

»Die sicher ausgezeichnet ist«, ergänzte der Schriftsteller. »Doch in diesem Falle stößt man auch hier auf Schwierigkeiten. Das Vermögen der Giselle soll, so habe ich gehört, eine Tochter erben. Nichtsdestoweniger könnte ihr Tod auch einigen Fluggästen Vorteil bringen – sofern sie ihr nämlich Geld schuldeten und sich außerstande sahen, es ihr zurückzuzahlen.«

»Sehr richtig. Allein es gibt auch noch andere Lösungen. Nehmen wir einmal an, Madame Giselle habe von einem Mitreisenden etwas gewußt – meinetwegen um nur ein Beispiel zu nennen, daß er mal einen Mordversuch unternahm.«

»Warum denn einen Mordversuch?« sagte Mr. Clancy erstaunt. »Welch eine sonderbare Annahme!«

»In diesem Fall muß man an alles denken, Monsieur!«

»Denken nützt nichts. Wissen, darauf kommt es an.«

»Eine sehr treffende Bemerkung, Mr. Clancy... Übrigens dies Blasrohr, das Sie kauften...«

»Der Teufel hole jenes Blasrohr! Ich wollte, ich hätte es nie erwähnt.«

»Haben Sie es nicht am Charing Cross Road gekauft? In welchem Geschäft dort?«

»Es kann Driver gewesen sein, vielleicht aber auch Miller & Smith. Ich weiß es nicht mehr. Das habe ich ja diesem lästigen Inspektor Japp bereits längst gesagt, und er wird es inzwischen wohl nachgeprüft haben.«

»Ich erkundige mich aus einem anderen Grunde«, erläuterte Hercule Poirot. »Zwecks Ausführung eines Experimentes möchte ich nämlich gern selbst solch ein Ding kaufen.«

»Ach so! Aber ob Sie eins finden? Es ist ja schließlich kein Massenartikel.«

»Trotzdem will ich mein Heil versuchen. Vielleicht sind Sie so nett, Miss Grey, sich gleich mal die beiden Firmen zu notieren.«

Jane öffnete das Notizbuch und kritzelte rasch einige, wie sie hoffte, sachgemäß aussehende Schnörkel, um dann – für den Fall, daß Poirots Anweisung echt gewesen sein sollte – die Namen in normaler Schrift auf der anderen Seite des Blattes zu vermerken.

»Und nun habe ich Ihre Zeit, schon zu lange in Anspruch genommen und scheidet mit tausend Dank für Ihre Liebenswürdigkeit.« Poirot erhob sich von seinem knackenden Stuhl.

»Wollen Sie nicht wenigstens noch eine Banane essen?«

»Sie beschämen mich durch Ihre Güte, Monsieur Clancy.«

»Unsinn... Ich fühle mich heute abend sehr glücklich, und zwar deshalb, weil ich eine Stockung in meiner Arbeit überwunden habe. Ich konnte für den Verbrecher in einer Kurzgeschichte keinen guten Namen finden, und vorhin entdeckte ich einen sehr passenden über dem Schaufenster eines Fleischerladens. Pargiter. Er klingt so lebenswahr und

wird dem Publikum gefallen.« Er lächelte Jane an. »Ja, ja, Miss Grey, das sind so Nöte eines Autors, von denen Sie nichts ahnen. Ah... Sie müssen mir gestatten, daß ich Ihnen etwas schenke«, rief er unvermittelt und schoß an dem jungen Mädchen vorüber auf ein Bücherregal los. – »Hier! ›Die scharlachrote Blüte.« Ich erwähnte bereits in Groydon, daß es jenes Buch ist, das vom Pfeilgift der Wilden handelt.«

»Darf ich es wirklich annehmen?«

»Natürlich, Miss Grey... Oh, ich sehe, daß Sie nicht die bei uns übliche Pitman-Stenografie anwenden«, lenkte er plötzlich ab.

»Miss Grey ist immer auf der Höhe der Zeit«, erklärte Poirot rasch, da er Janes Verlegenheit wahrte. »Sie bedient sich des neuesten, in der Tschechoslowakei erfundenen Systems.«

»Ja? Was für ein erstaunliches Land muß doch die Tschechoslowakei sein! Alles scheint von dorthier zu kommen: Schuhe, Gläser, Handschuhe und nun gar auch ein neues stenografisches System. Wirklich erstaunlich. Man kann da auf Großes gefaßt sein.«

Er schüttelte den beiden die Hand und beteuerte, es tue ihm ungeheuer leid, daß er ihnen so wenig habe helfen können.

Doch als sie draußen waren, lächelte er pfiffig hinter ihnen drein.

Ein Auto brachte sie von Bloomsbury zum Restaurant ›Monseigneur‹, wo Norman Gale sie erwartete.

»Nun?« fragte er, nachdem Poirot dem Kellner seine Wünsche geäußert hatte.

»Miss Grey hat sich als erstklassige Sekretärin erwiesen.«

»Im Gegenteil«, erwiderte Jane. »Er entdeckte, als er hinter mir vorbeischnitt, meine sinnlosen Kritzeleien, was auf eine scharfe Beobachtungsgabe schließen läßt.«

»Nicht wahr, Mademoiselle? Ja, ja, der gute Mr. Clancy ist nicht so zerstreut, wie man glauben möchte.«

»Brauchten Sie jene beiden Adressen wirklich, Monsieur Poirot?«

»Ja.«

»Aber wenn die Polizei...«

Hercule Poirot machte eine etwas verächtliche Handbewegung. »Ah, die Polizei! Meine Fragen würden anders lauten als die ihrigen, obwohl ich vorläufig glaube, daß sie überhaupt keine Fragen gestellt hat. Es dünkt sie vermutlich überflüssig, weil das im Flugzeug gefundene Blasrohr von einem Amerikaner in Paris gekauft wurde.«

»Einem Amerikaner? Aber es befand sich ja gar kein Amerikaner an Bord.«

Poirot lächelte väterlich.

»Ganz recht. Den Amerikaner schickt uns das Schicksal nur, damit die Sache noch verworrener wird.«

»Wurde es tatsächlich von einem Mann gekauft?« mischte sich jetzt Gale ein.

»Ja, von einem Mann«, wiederholte der Belgier mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck.

»Mr. Clancy war es jedenfalls nicht!« sagte Jane. »Er besaß bereits ein Blasrohr, so daß er kein anderes gekauft haben würde.«

»Bravo, Mademoiselle! So muß man vorgehen: jeden der Reihe nach verdächtigen und ihn alsdann von der Liste streichen.«

»Wie viele haben Sie bis jetzt schon gestrichen?«

»Nicht so viele, wie Sie wahrscheinlich denken, Mademoiselle... Aber sprechen wir jetzt lieber von anderen Dingen. Zum Beispiel, wie dieses Drama auf das Leben meiner beiden jungen Freunde hier eingewirkt hat.«

Jane Grey berichtete von dem Andrang bei Mr. Antoine und ihrer daraus herrührenden Gehaltserhöhung.

»Also Ihre Lebenslage hat sich gebessert«, meinte Poirot, »voraussichtlich indes nur für eine gewisse Zeit. Selbst ein Neun-Tage-Wunder währt nicht länger als neun Tage.«

Jane lachte. »Das ist wahr.«

»In meinem Falle wird es, fürchte ich, länger als neun Tage währen«, sagte Norman Gale. Und er erzählte seine Erfahrungen.

»Ja, es wird bestimmt länger als neun Tage oder neun Wochen oder gar neun Monate währen«, bemerkte Poirot, der teilnehmend zugehört hatte, nachdenklich.

»Die Sensation stirbt rasch; Furcht hingegen ist langlebig.«

»Würden Sie mir raten, durchzuhalten?«

»Haben Sie denn irgendeinen anderen Plan, Mr. Gale?«

»Ja, den ganzen Krempel hinschmeißen und in Kanada oder sonstwo von neuem beginnen.«

»Oh, das dürfen Sie nicht tun!« rief Jane.

Norman schaute ihr in die Augen, während sich Poirot taktvoll seinem gebratenen Hähnchen widmete.

»Ich möchte auch nicht fort«, gestand Norman Gale.

»Wenn ich herausfinde, wer Madame Giselle tötete, erübrigt es sich, Mr. Gale«, sagte Hercule Poirot fröhlich.

»Glauben Sie wirklich, es wird Ihnen gelingen?«

»Mademoiselle!« Der kleine Belgier blickte die Fragerin vorwurfsvoll an. »Wenn man mit Ordnung und Methode an ein Problem herangeht, so gibt es keine Schwierigkeit, es zu lösen. Keine!« wiederholte er streng und schwieg dann eine Sekunde. »Freilich – wenn ich Hilfe hätte, würde die Lösung rascher erfolgen.«

»Was für Hilfe?«

Abermals schien Poirot die Antwort zu überlegen.

»Hilfe von Mr. Gale«, erklärte er langsam. »Und später vielleicht auch von Ihnen, Mademoiselle.«

»Was kann ich tun?« forschte der junge Zahnarzt.

»Was?« Sehr behutsam, um die englische Empfindlichkeit nicht zu verletzen, benutzte Poirot einen Zahnstocher. »Also rundheraus: Ich benötige einen Erpresser.«

»Wie bitte?« Norman Gale starrte den älteren Mann an, als habe er nicht recht gehört.

»Jawohl, einen Erpresser.«

»Aber wofür?«

»Parbleu, zum Erpressen.«

»Gewiß, gewiß. Ich meine... warum?«

»Warum? Das ist meine Angelegenheit.« erwiderte Poirot ziemlich schroff. Gleich darauf fuhr er in geschäftsmäßigem Tone fort: »Mein Plan ist folgender: Sie werden einen an die Gräfin Horbury gerichteten Brief schreiben. Das heißt, ich werde ihn schreiben, und Sie werden ihn abschreiben und den Umschlag mit dem Vermerk ›Persönlich‹ versehen. In dem Brief werden Sie um eine Unterredung bitten, daran erinnern, daß Sie bei einer gewissen Gelegenheit zusammen mit ihr im Flugzeug nach England reisten, und endlich auch andeuten,

daß Sie gewisse Daten betreffs Madame Giselles geschäftlicher Verfahren in Händen haben.«

»Und dann?«

»Dann bewilligt die Dame Ihnen die Unterredung, in deren Verlauf Sie ihr mancherlei sagen und schließlich zehntausend Pfund verlangen werden.«

»Sie sind verrückt!«

»Durchaus nicht«, sagte Poirot. »Ich bin vielleicht überspannt, doch nicht verrückt.«

»Und angenommen, Lady Horbury benachrichtigt die Polizei? Dann wandere ich ins Gefängnis.«

»Keine Angst! Sie wird die Polizei nicht benachrichtigen.«

»Das können Sie nicht wissen.«

»Mein Lieber, ich weiß so gut wie alles.«

»Mir behagt die Sache aber nicht.«

»Sie werden die zehntausend Pfund ja nicht verdienen – wenn das Ihr Gewissen erleichtert«, sagte Poirot mit einem Zwinkern.

»Trotzdem... verstehen Sie doch, Monsieur Poirot... Ihr Plan kann mich für alle Zeit ruinieren.«

»Die Dame wird nicht zur Polizei laufen – ich versichere es Ihnen.«

»Es genügt, wenn sie es ihrem Gatten mitteilt.«

»Auch ihm wird sie es nicht mitteilen.«

»Egal – mir behagt es nicht.«

»Behagt es Ihnen, Ihre Patienten zu verliehen und Ihre Laufbahn gefährdet zu sehen?«

»Nein. Indes...«

Poirot lächelte freundlich.

»Sie spüren den natürlichen Widerwillen, und außerdem empört sich Ihre Ritterlichkeit. Beides ist begreiflich. Aber glauben Sie mir, daß Lady Horbury diese schönen Gefühle nicht verdient. Sie ist sogar ein ziemlich schmutziger

Charakter. Außerdem handelt es sich ja gar nicht um richtige Erpressung. Sie, Mr. Gale, sollen lediglich eine gewisse Wirkung hervorrufen. Hernach, wenn der Boden vorbereitet ist, greife ich ein.«

»Wenn Sie mich ins Gefängnis bringen...«

»Nein, nein, nein«, unterbrach ihn Poirot. »Ich bin in Scotland Yard genügend bekannt, und sollte sich etwas ereignen, so nehme ich die Schuld auf mich. Doch ich wiederhole: Es wird sich nichts anderes ereignen, als was ich prophezeit habe.«

Seufzend gab Norman Gale schließlich allen weiteren Widerstand auf.

»Gehen Sie eigentlich manchmal ins Theater, Mademoiselle?« wandte sich der Belgier plötzlich an Jane.

»Ja, ziemlich oft.«

»Haben Sie zufällig das Stück ›Tief unten‹ gesehen?«

»Ja, vor einem Monat. Es ist recht gut.«

»Ein amerikanisches Stück, nicht wahr?«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich der Rolle des Harry, die Raymond Barraclough spielt?«

»Oh, ich fand ihn sogar vorzüglich.«

»Wirklich? Er versteht also, die Frauen zu fesseln.«

»Unbedingt«, gab Jane lachend zu.

»Und als Schauspieler?«

»Vorzüglich – ich sagte es ja bereits.«

»Dann muß ich ihn sehen«, erklärte Poirot, und das junge Mädchen starrte ihn ganz verdutzt an. Was für ein drolliger kleiner Mann! Hopste von einem Gegenstand zum andern wie ein Vogel von Zweig zu Zweig...!

Vielleicht las er ihre Gedanken, denn lächelnd fragte er:

»Sie billigen meine Methoden offenbar nicht, Mademoiselle?«

»Sind Sie nicht manchmal etwas sprunghaft?«

»Nein. Ich verfolge meinen Weg logisch.«

»Nun, ich werde niemals begreifen, warum Sie dies oder jenes sagen.«

»Sehr einfach. Um die Leute zum Reden zu bewegen.«

»Und wenn sie nicht wollen?«

»Jeder liebt es, von sich zu sprechen. Aus dieser Erkenntnis schlägt auch mancher Quacksalber Kapital. Er ermutigt die Patienten, zu ihm zu kommen, sich hinzusetzen und ihm allerlei zu erzählen. Wie sie als Zweijährige aus dem Kinderwagen fielen, wie ihre Mutter eine Birne aß und der Saft auf das gelbe Seidenkleid tropfte und wie sie als Baby den Vater am Barte zupften. Und dann sagt er zu ihnen, in Zukunft würden sie nicht mehr an Schlaflosigkeit leiden und nimmt ihnen zwanzig Shilling ab, die sie ihm gern zahlen, denn sie haben sich ja so gut, so ungewöhnlich gut unterhalten. Und vielleicht schlafen sie danach.«

»Wie lächerlich, Monsieur Poirot!«

»Nein, es ist gar nicht so lächerlich, wie Sie denken, Mademoiselle Jane. Es basiert auf einem grundlegenden Bedürfnis der menschlichen Natur: dem Bedürfnis, zu sprechen, sich zu offenbaren. Verweilen Sie selbst nicht auch gern bei Ihren Kindheitserinnerungen, bei Ihrer Mutter, Ihrem Vater?«

»Ich bin in einem Waisenhaus erzogen worden.«

»Ah, das ändert manches. Da hatten Sie sicher nicht viele frohe Stunden.«

»Es war ganz lustig. Wir gehörten nicht zu jenen armen Waisen, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden und in scheußlichen roten Mützen und Mänteln herumlaufen müssen.«

»Sind Sie in England aufgewachsen?«

»Nein, in Irland. Unweit Dublin.«

»Ah! Also sind Sie Irin? Daher das dunkle Haar und die blaugrauen Augen, mit dem Blick...«

»... als ob sie mit einem rußigen Finger eingesetzt worden seien«, erklärte Norman Gale.

»Wie bitte?«

»Das pflegt man von irischen Augen zu sagen: Sie sind mit einem rußigen Finger eingesetzt worden.«

»Wirklich? Das ist zwar nicht fein ausgedrückt, doch immerhin wird es irgendwie den Tatsachen gerecht.«

Er verbeugte sich vor Jane. »Die Wirkung jedenfalls ist reizend.«

Jane Grey lachte und stand auf.

»Sie werden mir den Kopf verdrehen, Monsieur Poirot. Gute Nacht, und Dank für die Einladung. Wenn Norman wegen Erpressung im Gefängnis sitzt, sind Sie zu einer neuen verpflichtet.«

Bei der Erinnerung glitt ein Schatten über Norman Gales Gesicht...

Als Hercule Poirot eine halbe Stunde später heimkehrte, schloß er ein Schubfach auf, dem er eine Liste mit elf Namen entnahm. Vier dieser Namen versah er mit einem kleinen Vermerk. Dann nickte er ein paarmal versonnen.

»Ich glaube, ich weiß es«, murmelte er. »Doch ich muß meiner Sache sicher sein. Also weiter!«

Henry Mitchell nahm gerade vor einem Teller mit Bratwurst und Kartoffelbrei Platz, als sich ein Besucher einstellte, in dem er überrascht den schnurrbärtigen Herrn erkannte, der jenen verhängnisvollen Flug über den Kanal mitgemacht hatte.

Hercule Poirot gab sich sehr leutselig. Er bestand darauf, daß Mr. Mitchell sich in seinem Mittagessen nicht stören lasse, zollte Mrs. Mitchell, die ihn mit offenem Mund anstarrte, ein anmutiges Kompliment und sank hierauf etwas erschöpft – denn es sei für die Jahreszeit sehr warm – in einen Lehnstuhl. Nach weiteren Bemerkungen über das Wetter kam er dann allmählich auf den Grund seines Besuches zu sprechen.

»Scotland Yard ist, fürchte ich, bei der Untersuchung dieses Falles auf einem toten Punkt angelangt«, warf er so nebenbei hin.

»Kein Wunder, Sir«, erwiderte der Steward. »Wenn keiner von den Mitreisenden im Flugzeug etwas sah, wie sollen andere hinterher was herausfinden?«

»Nächtelang hat Henry über diese Sache nicht schlafen können«, schaltete seine Frau ein, worauf Mitchell erklärend ergänzte:

»Ich hatte zuerst Angst, ich könnte meine Stellung verlieren. Doch die Gesellschaft hat sich sehr anständig benommen und gibt zu, daß mich kein Verschulden trifft.«

»Selbstverständlich trifft dich kein Verschulden«, bestätigte die dralle Mrs. Mitchell.

»Nun, man hätte mir einen Strick daraus drehen können, daß ich den Tod der Dame nicht früher bemerkte, Ruth. Wenn ich

versucht hätte, sie aufzuwecken, als ich bei den übrigen Gästen einkassierte...«

»... so wäre damit auch wenig geändert worden«, unterbrach ihn Hercule Poirot. »Der Tod ist nach Ansicht der Sachverständigen auf der Stelle eingetreten.«

»Trotzdem lastet die Sache auf mir. Jedesmal, wenn ich mich zum Dienst begeben habe, habe ich Beklemmungen. Und dann der Herr von Scotland Yard, Sir, der mich immer und immer wieder fragt, ob sich während des Fluges nichts Ungewöhnliches ereignet hätte! Da wird man ja das Gefühl nicht los, als ob man was vergessen haben müsste. Dabei verlief der Flug in jeder Hinsicht ereignislos, bis... bis das Schreckliche eintrat.«

»Blasrohre und vergiftete Pfeile – heidnisch nenne ich das!« entrüstete sich Mitchells Gattin.

»Sie haben recht«, sagte Poirot mit einer schmeichelnden Miene, als habe ihre Bemerkung großen Eindruck auf ihn gemacht. »Ein englischer Mord wird nicht auf diese Weise begangen.«

»Bestimmt nicht, Sir.«

»Ich vermag beinahe zu erraten, aus welchem Teil Englands Sie stammen, Mrs. Mitchell.« Monsieur Poirot war bestrickend.

»Aus Dorset, Sir. Nicht weit von Bridgeport. Dort bin ich zu Hause.«

»Eine reizende Gegend, Mrs. Mitchell.«

»Ja. London hält keinen Vergleich damit aus. Meine Familie ist schon über zweihundert Jahre in Dorset ansässig; es ist mir also sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen.«

»Wie könnte es anders sein!« Jetzt wandte sich der Belgier wieder an Mitchell. »Eins möchte ich Sie noch gern fragen.«

Das Gesicht des Mannes verdüsterte sich.

»Ich habe alles, was ich weiß, gesagt, Sir. Wahrhaftig.«

»Ja, ja. Es handelt sich auch nur um eine Kleinigkeit: War vielleicht irgend etwas auf Madame Giselles Tablett in Unordnung?«

»Sie meinen, als ich sie tot fand?«

»Ja. Die Löffel und Gabeln, das Salzfaß oder dergleichen.«

»Nein. Bis auf die Kaffeetassen war überdies alles abgeräumt. Wenn etwas Verdächtiges dagewesen wäre, hätte es die Polizei bemerkt; sie hat das Flugzeug ja bis zum letzten Winkel durchsucht.«

»Nun, es ist auch nicht wichtig. Gelegentlich werde ich Ihren Kollegen Davis mal fragen.«

»Er versieht jetzt Dienst bei Frühflügen, Sir.«

»Ist ihm die Sache auch so nahegegangen?«

Mitchell zuckte die Achseln. »Die Jugend, Sir, nimmt alles leichter. Und vielleicht gefällt es ihm sogar, wenn die Leute ihn zu einem Gläschen einladen und er berichten muß.«

»Hat er etwa eine Freundin? Dann wird seine Verbindung mit dem Verbrechen ihn in deren Augen vermutlich sehr interessant machen.«

»Er liebäugelt mit der Tochter des alten Johnson vom ›Goldenen Hahn‹«, erzählte Mrs. Mitchell. »Aber sie ist ein verständiges Mädchen, und es wird ihr eher mißfallen, daß in seiner Gegenwart ein Mord geschah.« Sie plapperte jetzt ganz vernünftig.

»Ein sehr gesunder Standpunkt«, meinte Poirot lobend, indem er sich erhob. »Ich danke Ihnen, Mr. Mitchell, und bitte Sie, sich nicht mit dummen Gedanken abzugeben. Sie haben keinerlei Grund dazu. Freute mich sehr, Sie kennenzulernen, Mrs. Mitchell.«

Als das Ehepaar wieder allein war, sagte der Steward: »Die einfältigen Geschworenen glaubten, er sei der Mörder. Doch wenn mich nicht alles täuscht, gehört er zur Geheimpolizei.«

»Und wenn mich nicht alles täuscht, steckt hinter dem Ganzen eine politische Verschwörung«, versetzte die dralle Mrs. Mitchell.

Poirot, der erklärt hatte, daß er gelegentlich mit Albert Davis sprechen werde, führte diese Unterredung schon wenige Stunden später herbei.

Im Schankzimmer des ›Goldenen Hahns‹ stellte er ihm dieselbe Frage wie dem älteren Kollegen.

»Nein, es war nichts in Unordnung, Sir. Sie meinen umgestürzt oder verschoben, nicht wahr?«

»Ich meine nicht nur das, sondern auch, ob vielleicht etwas fehlte oder ob irgend etwas auf dem Tablett lag, was dort eigentlich nicht hingehörte.«

»Ach so!« Davis spielte versonnen mit dem Fuß seines Glases. »Etwas lag da allerdings – ich bemerkte es beim Aufräumen, als die Polizei mit der Durchsuchung fertig war. Doch vermutlich ist es nebensächlich. Die tote Dame hatte nämlich zwei Teelöffel auf ihrer Untertasse liegen. Dergleichen Versehen geschehen ja manchmal, wenn wir eilig servieren.«

»Fehlte ein Löffel auf der Untertasse eines anderen Passagiers?«

»Ich glaube nicht, Sir. Mitchell oder ich werden wohl irrtümlich zwei Löffel hingelegt haben. Wie gesagt, in der Eile passiert einem so etwas mal. Erst vergangene Woche gab ich einem Passagier zwei Fischmesser. Immerhin ist das noch besser, als wenn man was vergißt, denn dann muß man das Servieren unterbrechen und das Vergessene holen.«

»Richtig. Wie gefallen Ihnen denn eigentlich die französischen Mädchen, Davis?«

»Die englischen sind gut genug für mich, Sir.«

Und Albert Davis lächelte vergnügt einem derben, blonden Mädchen hinter der Theke zu.

Mr. James Ryder war ziemlich überrascht, als ihm eine Visitenkarte mit dem Namen Hercule Poirot gebracht wurde.

Sehr flott gekleidet und eine Blume im Knopfloch, spazierte der kleine Belgier einige Minuten später ins Zimmer.

»Sie werden mir die Störung hoffentlich verzeihen«, sagte er.
»Es handelt sich um den Tod von Madame Giselle.«

»Ja? Wollen Sie nicht Platz nehmen? Eine Zigarre gefällig?«

»Ich danke, Mr. Ryder, aber ich rauche stets meine eigenen Zigaretten. Vielleicht probieren Sie eine.«

Ryder betrachtete Poirots dünne Zigaretten etwas kritisch.

»Nein, nein, will lieber bei meiner Sorte bleiben. So ein zierliches Ding könnte ich zu leicht verschlucken.«

Er lachte herzlich. »Der Inspektor war übrigens vor ein paar Tagen hier«, erzählte er, als seine Zigarre qualmte. »Ich weiß nicht, warum diese Burschen einen nicht endlich in Frieden lassen.«

»Sie müssen wohl Erkundigungen einziehen«, versetzte Hercule Poirot sanft.

»Dann sollen sie sich gefälligst nicht so verdammt beleidigend benehmen«, rief Mr. Ryder voller Erbitterung.

»Vielleicht sind Sie ein bißchen überempfindlich.«

»Ich befinde mich in einer kitschigen Lage, Monsieur Poirot, weil ich gerade vor der Ermordeten saß. Bei Gott, ich habe mir den Platz nicht ausgesucht, und wenn ich geahnt hätte, daß man diese Frau ermorden würde, wäre ich nicht mit jenem Flugzeug heimgekehrt. Das heißt... vielleicht hätte ich es doch getan.«

»Ist aus dem Schlimmen Gutes erwachsen?« erkundigte sich der Besucher lächelnd.

»Spaßig, daß Sie das sagen, denn in gewisser Weise stimmt es! Ich habe Ärger genug gehabt, habe genügend Andeutungen schlucken müssen. Und warum, frage ich Sie, hängen sich diese Polizisten an mich? Warum gehen Sie nicht zu Dr. Bryant und plagen ihn mit Fragen? Doktoren können sich am leichtesten gefährliche Gifte verschaffen, die kaum Spuren hinterlassen. Wie aber soll ich zu Schlangengift kommen? Das verraten Sie mir bitte!«

Hercule Poirot überhörte diese letzte Aufforderung.

»Sie äußerten, daß trotz aller Mißhelligkeiten...«, begann er und wurde von Mr. Ryder unterbrochen.

»O ja, es gab auch eine erfreuliche Seite. Warum soll ich Ihnen verschweigen, daß ich eine hübsche runde Summe von den Zeitungen einsteckte? Berichte eines Augenzeugen, verstehen Sie? Freilich war die Phantasie des Journalisten tüchtiger als meine Augen, aber das schadet ja nichts.«

»Es ist interessant, wie ein Verbrechen die Leben von völlig außenstehenden Personen berührt. Nehmen Sie sich zum Beispiel: Ihnen fällt plötzlich eine ganz unerwartete Summe in den Schoß – eine Summe, die Ihnen in dem Moment vielleicht besonders willkommen ist.«

»Geld ist immer willkommen«, versetzte James Ryder.

»Gewiß. Manchmal liegt aber ein zwingender Bedarf vor. Aus diesem Grunde begehen Männer Unterschlagungen, fälschen die Bücher...« Er bewegte andeutend die Hände.

»Alle möglichen Arten von Verwicklungen entstehen.«

»Lassen Sie uns deswegen nicht trübsinnig werden.«

»Sie haben recht, Monsieur Ryder. Warum bei der dunklen Seite des Bildes verweilen? Dies Geld kam Ihnen natürlich sehr gelegen, da Ihre Bemühungen, in Paris ein Darlehen zu erhalten, fehlgeschlagen waren.«

»Woher, zum Teufel, wissen Sie das?« fragte James Ryder verdrießlich.

Hercule Poirot lächelte.

»Jedenfalls ist es wahr.«

»Wahr ist es allerdings; aber ich lege keinen Wert darauf, daß es bekannt wird.«

»Trauen Sie meiner Verschwiegenheit!«

»Bisweilen entscheidet eine ganz geringfügige Summe über das Geschick eines Mannes«, führte Ryder aus. »Eine ganz kleine Summe flüssiges Geld, um ihm über eine Krise hinwegzuhelfen, und wenn er dieses lächerliche Sümmchen nicht aufbringen kann, dann ist's um seinen Kredit geschehen! Ja, es ist verflixt wunderbar. Geld ist wunderbar. Kredit ist wunderbar. Und am Ende auch das Leben.«

»Sehr richtig.«

»Übrigens, was führt Sie eigentlich zu mir?«

»Eine etwas heikle Sache«, erwiderte Poirot. »Es ist mir zu Ohren gekommen – durch Zufall, bei Ausübung meines Berufs, verstehen Sie? –, daß Sie, ungeachtet Ihrer gegenteiligen Aussage, mit dieser Madame Giselle zu tun hatten.«

»Wer wagt das zu behaupten? Es ist eine Lüge – eine hundsgemeine Lüge! Ich habe diese Frau nie gesehen.«

»Nanu? Das ist aber eigenartig!«

»Eigenartig? Nein, eine verdammte Verleumdung!«

»Regen Sie sich doch nicht so auf«, versuchte Poirot den Empörten zu beschwichtigen. »Es muß eine Verwechslung vorliegen.«

»Ich danke für die Verwechslung! Mich mit dieser piekfeinen Geldverleiherin in einem Atem zu nennen...! Welt Damen mit Spielschulden – das sind ihre Kunden gewesen.«

Poirot putzte ein nicht sichtbares Stäubchen von seinem Ärmel und erhob sich.

»Nichts für ungut, Monsieur Ryder. Es tut mir aufrichtig leid, daß man mich falsch unterrichtet hat. Tragen Sie es mir nicht nach.« Und mit einem herzlichen Händedruck nahm er Abschied und schritt zur Tür.

Lady Horbury saß in ihrem Schlafzimmer am Grosvenor Square. Goldene Bürsten und Tuben mit Gesichtscreme, Dosen mit mannigfarbigem Puder – exquisiter Luxus rund um sie herum. Aber inmitten dieses Luxus saß Cicely Horbury mit trockenen Lippen und einem Gesicht, auf dem das Rouge in häßlichen Flecken hervortrat.

Zum vierten Male las sie den eben erhaltenen Brief.

»Geehrte Frau Gräfin!

Es betrifft die verstorbene Madame Giselle.

Ich habe gewisse Dokumente in Händen, die sich früher im Besitz der Toten befanden. Wenn die Angelegenheit Sie oder Mr. Raymond Barraclough interessiert, bin ich gern zu einem Besuch bereit, damit wir die Frage erörtern.

Oder sollten Sie es vorziehen, daß ich deswegen mit Ihrem Gatten verhandle?

Ergebenst
John Robinson.«

Blöde, dasselbe wieder und wieder zu lesen...

Als ob sich dadurch die Worte und ihre Bedeutung änderten!

Cicely nahm den Umschlag auf – zwei Umschläge. Der erste trug den Vermerk »Persönlich«; auf dem zweiten stand »Privat und sehr vertraulich«.

Privat und sehr vertraulich... oh, das Biest! Das Biest...! Und jene verlogene alte Französin, die geschworen hatte, daß alle

Anordnungen getroffen seien, um im Falle ihres plötzlichen Ablebens die Kunden zu schützen!

»Möge sie ihre Gemeinheit in der Hölle büßen!« murmelte Cicely. Dann legte sie beide Hände an die Schläfen. »O Gott, meine Nerven... sie halten nicht durch. Nein, das ist nicht anständig, bei Gott nicht.« Ihre zitternde Hand griff nach einer Flasche mit goldenem Verschuß.

»Es wird mich stärken...«

Sie schnüffelte das Pulver ein.

Ah, jetzt konnte sie denken! Was tun? Natürlich mit dem Mann sprechen. Woher sie allerdings Geld nehmen sollte – ob sie es in der Carlos Street versuchte?

Doch das hatte Zeit! Vorerst den Mann sehen, herausfinden, was er wußte.

Und so erhob sie sich vom Toilettentisch, setzte sich an den schönen antiken Sekretär und schrieb in ihrer großen, ungeformten Handschrift:

»Lady Horbury ist geneigt, Mr. John Robinson morgen vormittag um elf Uhr zu empfangen.«

»Wird es so gehen?« fragte Norman Gale.

»Um Himmels willen!« entsetzte sich Poirot. »Wollen Sie in einem Lustspiel auftreten?«

»Sie sagten doch, eine leichte Verkleidung würde nichts schaden«, entschuldigte sich der junge Zahnarzt verlegen.

Poirot seufzte und zog den andern vor den Spiegel.

»Betrachten Sie sich selbst, mehr verlange ich nicht. Betrachten Sie sich! Möchten Sie Nikolaus spielen für die Kinder? Zugegeben: Ihr Bart ist nicht weiß; nein, er ist schwarz – die Farbe der Schurken. Aber was für ein Bart! Ein Bart, der zum Himmel schreit! Ein billiger und lächerlich stümperhaft befestigter Bart. Dann bitte die Augenbrauen.

Haben Sie denn eine krankhafte Vorliebe für falsche Haare? Man riecht den Klebstoff ja auf mehrere Meter Entfernung. Und wenn Sie glauben, es merke niemand, daß Sie ein Stück Heftpflaster an einem Zahn befestigt haben, so irren Sie sich gewaltig. Mein junger Freund, es ist nicht Ihr Handwerk – entschieden nicht –, eine Rolle zu spielen.«

»Verzeihung, ich habe ziemlich viel bei Theateraufführungen im Freundeskreis mitgewirkt«, versetzte Norman Gale steif.

»Das kann ich mir kaum vorstellen. Oder aber man hat Ihnen hinsichtlich der Kostümierung nicht erlaubt, Ihre eigenen Ideen zu verwirklichen. Selbst bei Rampenlicht würde Ihre Erscheinung nicht überzeugend wirken. Am Grosvenor Square jedoch, bei hellem Tageslicht...« Poirot beendigte den Satz durch ein beredtes Achselzucken.

»Nein, mein Freund«, begann er von neuem, »Sie sind ein Erpresser, kein Komödiant. Ich wünsche, daß die Gnädige Sie fürchtet und nicht bei Ihrem Anblick vor Lachen stirbt. Mein Urteil verwundert Sie, nicht wahr? Ich kann's nicht ändern. Im gegenwärtigen Augenblick ist nur die Wahrheit dienlich. Gehen Sie nebenan ins Badezimmer und machen Sie mit diesen Narrenposen ein Ende.«

Niedergeschmettert gehorchte Norman Gale. Als er eine Viertelstunde später wieder zum Vorschein kam, das Gesicht vom Frottieren und Schrubben ziegelrot, nickte Hercule Poirot zufrieden.

»Tres bien. Der Schwank ist vorbei; das ernste Geschäft beginnt. Einen kleinen Schnurrbart will ich Ihnen gestatten; aber ich werde ihn Ihnen selbst ankleben.« Ein Weilchen hantierte er an Normans Oberlippe. »Und jetzt wird das Haar anders gescheitelt – so! Das genügt. Nun möchte ich hören, ob Sie wenigstens Ihre Sätze können.«

Er lauschte aufmerksam und nickte dann abermals.

»Nicht schlecht! Also los und viel Glück!«

»Das erhoffe ich von ganzem Herzen«, sagte Gale kleinlaut.
»Doch vermutlich erwartet mich ein zornschnaubender Gatte mit ein paar Polizisten.«

»Keine Angst. Alles wird wie am Schnürchen gehen«, versicherte Hercule Poirot.

»Wer's glaubt!« murmelte Norman Gale rebellisch. Und mit innerem Widerstreben brach er auf, um die abscheuliche Mission auszuführen.

Am Grosvenor Square wurde er in ein kleines Zimmer geführt, das zwei Minuten später auch Lady Horbury betrat.

Norman riß sich zusammen. Er durfte auf keinen Fall zeigen, daß er ein Neuling in diesem Fach war.

»Mr. Robinson?« sagte Cicely.

»Zu Ihren Diensten.« Blöde Antwort, schalt er sich innerlich, gerade wie ein Ladenaufseher. Das macht die Furcht.

»Ich bekam Ihren Brief«, hörte er Cicely Horburys Stimme.

Norman gab sich einen Ruck. Was? Der alte Narr hatte gemeint, er taue nicht zum Schauspieler...? Und ziemlich frech entgegnete er laut:

»Und wie stellen Sie sich dazu, Lady Horbury?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Sie zwingen mich also, Einzelheiten zu erwähnen...? Jedem ist bekannt, wie angenehm ein – na, nennen wir es mal ein Wochenende – an der See sein kann. Aber Ehemänner sind meist anderer Ansicht. Ich glaube, daß Sie ganz genau wissen, Lady Horbury, welche Beweise vorliegen. Eine prachtvolle Frau, die alte Giselle. Gab sich nie mit halben Sachen ab. Aussagen des Hotelpersonals bilden erstklassiges Beweismaterial. Die Frage ist nur, wer es am meisten braucht: Sie oder Lord Horbury? Wie gesagt, das ist die Frage.«

Cicely Horbury erbebt.

»Ich will nichts als verkaufen«, sagte Norman, und seine Stimme wurde um einen Grad gewöhnlicher, als er noch mehr in der Rolle des Mr. Robinson aufging. »Wollen Sie kaufen?«

»Wie... wie haben Sie dies... Beweismaterial in die Hand bekommen?« stammelte die junge Frau.

»Das steht hier ja nicht zur Erörterung, Lady Horbury. Ich besitze es, das ist das Wesentliche.«

»Ich glaube es Ihnen nicht. Zeigen Sie es mir.«

»O nein.« Mit einem gerissenen Grinsen schüttelte Gale den Kopf. »Wohlweislich habe ich nichts mitgebracht. So grün bin ich nicht. Wenn wir zu einer Einigung gelangen, dann liegt die Sache anders. Ich bin bereit, Ihnen den Kram zu zeigen, ehe Sie mir das Geld aushändigen. Alles, wie es sich gehört!«

»Wie... wieviel?«

»Zehntausend Pfund.«

»Unmöglich. Ich könnte niemals einen Betrag von auch nur annähernd dieser Höhe flüssigmachen.«

»Oh, Sie können noch viel mehr, wenn Sie es ernsthaft versuchen!« lachte der Besucher frech. »Juwelen sind vielleicht nicht mehr so begehrt wie früher, doch Perlen sind noch Perlen. Aber um einer Dame gefällig zu sein, will ich mich mit achttausend begnügen. Das ist mein letztes Wort. Und im übrigen gewähre ich Ihnen zwei Tage Bedenkzeit.«

»Wahrhaftig, ich kann das Geld nicht aufbringen.«

Norman seufzte.

»Nun, vielleicht ist es auch nicht mehr als recht und billig, daß Lord Horbury aufgeklärt wird. Wenn ich nicht irre, erhält eine schuldig geschiedene Frau keinen Unterhalt – und Mr. Barraclough ist zwar ein vielversprechender junger Schauspieler, aber Riesengagen bezieht er noch nicht. Jetzt kein Wort mehr! Ich verlasse Sie, damit Sie genügend Zeit zum Überlegen haben. Und wohlgemerkt: ich scherze nicht. Genausowenig, wie Madame Giselle zu scherzen pflegte.«

Dann ging er, ehe die Unglückliche eine Silbe erwidern konnte.

Unten auf der Straße wischte er sich die Stirn.

»Uff! Gott sei Dank, daß es überstanden ist!«

Eine Stunde mochte verflossen sein, als der Diener Lady Horbury eine Karte brachte.

»Mr. Hercule Poirot.«

Cicely warf die Karte auf den Tisch. »Wer ist das? Ich kann ihn nicht empfangen.«

»Er sagte, er käme auf Veranlassung von Mr. Raymond Barraclough.«

»Oh.« Sie überlegte. »Gut. Führen Sie ihn herein.«

Der Diener verschwand und ließ gleich darauf Poirot eintreten.

Lady Horbury kam ihm einen Schritt entgegen. »Mr. Barraclough schickt Sie?«

»Setzen Sie sich, Madame.« Poirots Ton war freundlich, aber bestimmt.

Mechanisch folgte sie seinem Geheiß, worauf Poirot neben ihr Platz nahm.

»Ich bitte Sie, Madame, mich als einen Freund zu betrachten, der gekommen ist, um Ihnen zu raten. Sie befinden sich, das weiß ich, in großer Verlegenheit.«

»Durchaus nicht«, leugnete sie schwach.

»Hören Sie, Madame, ich verlange nicht, daß Sie Ihre Geheimnisse preisgeben. Es ist unnötig, da ich ohnehin eingeweiht bin. Ich kannte sie schon vorher. Wissen, Madame – das ist das Wichtigste für einen guten Detektiv.«

»Detektiv?« Ihre Augen weiteten sich. »Oh, jetzt entsinne ich mich: Sie flogen ebenfalls mit dem ›Prometheus‹. Sie waren es, der...«

»Ganz recht, Madame, ich war es. Doch zurück zu unserer Angelegenheit. Wie gesagt, ich dringe nicht darauf, daß Sie

sich mir anvertrauen. Sie sollen nicht mir erzählen, was geschah, sondern ich will es Ihnen erzählen. Heute vormittag, vielleicht vor einer Stunde hatten Sie Besuch. Wie hieß der Mann? Brown vielleicht?«

»Robinson«, hauchte Cicely.

»Das kommt auf dasselbe hinaus – Brown, Smith, Robinson –, er legt sich bald diesen, bald jenen Namen zu. Zu Ihnen kam er, Madame, um Geld von Ihnen zu erpressen. In seinem Besitz befinden sich gewisse Beweise... Indiskretionen, nicht wahr. Jedenfalls Beweise, die nach Madame Giselles Tod irgendwie an ihn übergegangen sind und die er Ihnen für siebentausend Pfund anbietet.«

»Acht.«

»Also acht. Und Sie, Madame, können diese Summe nur unter größten Schwierigkeiten aufbringen.«

»Ich kann es überhaupt nicht«, stieß sie verzweifelt hervor, »denn ich stecke bereits in Schulden. O Gott, ich weiß nicht, was ich anfangen soll!«

»Beruhigen Sie sich, Madame. Ich biete Ihnen meine Hilfe an.«

»Sie?« Cicely starrte dem kleinen Belgier in die Augen. »Woher ist Ihnen dies alles denn bekannt?«

»Sehr einfach, Madame, weil ich Hercule Poirot bin. Eh bien, fürchten Sie sich nicht. Ich werde mit diesem Mr. Robinson verhandeln.«

»Ja? Und wieviel fordern Sie dafür?« fragte Lady Horbury.

»Nur eine Fotografie mit Unterschrift, eine Fotografie von einer sehr schönen Dame...«

»Hat denn niemand mit mir Erbarmen?« schrie sie auf. »O Gott, meine Nerven... Ich werde noch verrückt.«

»Nein, nein. Vertrauen Sie Hercule Poirot. Eins allerdings ist nötig: Ich muß die Wahrheit wissen, Madame; Sie dürfen mir nichts verheimlichen.«

»Und Sie werden mich aus dieser Patsche befreien?«

»Ich schwöre Ihnen, daß Sie niemals wieder etwas von Mr. Robinson hören werden.«

»Sei es – ich will Ihnen alles gestehen.«

»Gut. Nicht wahr, Sie haben sich von Madame Giselle Geld geborgt?«

Cicely Horbury nickte stumm.

»Wann? Ich meine, wann fing es an?«

»Vor acht Monaten.«

»Verluste am Spieltisch, wie?«

»Ja. Ich hatte ein schauerhaftes Pech.«

»Lieh die Giselle Ihnen so viel, wie Sie wollten?«

»Anfänglich nicht. Zuerst nur eine kleine Summe.«

»Wer schickte Sie zu ihr hin?«

»Raymond... Mr. Barraclough sagte mir, er habe gehört, daß sie Geld an Damen der Gesellschaft verleihe.«

»Später borgte sie Ihnen dann mehr?«

»Ja, soviel ich benötigte. Es schien mir damals wie ein Wunder.«

»Es war Madame Giselles besondere Art von Wunder«, versetzte Poirot trocken. »Ich vermute, daß vorher Sie und Mr. Barraclough... hm... Freunde geworden waren.«

»Ja.«

»Aber Sie hüteten sich ängstlich, daß Ihr Gatte etwas davon erfuhr?«

»Stephen ist ein Musterknabe!« rief Lady Horbury ärgerlich. »Er hat mich satt und möchte jemand anders heiraten. Er wäre bei dem Gedanken, sich von mir scheiden lassen zu können, vor Vergnügen in die Luft gesprungen.«

»Und Sie wollen keine Scheidung?«

»Nein. Ich... ich...«

»Ihnen gefällt Ihre Stellung«, ergänzte Hercule Poirot, »und auch das sehr reichliche Einkommen, über das Sie verfügen.

Ganz natürlich. Die Frauen – na ja, dann erhob sich die Frage der Rückzahlung, nicht wahr?«

»Ja, und ich konnte meinen Verpflichtungen ihr gegenüber nicht nachkommen. Ah, wie die alte Hexe da ihren schmutzigen Charakter offenbarte! Sie wußte über mich und Raymond Bescheid, kannte genau die Orte und Daten und alles – wie sie es in Erfahrung gebracht hat, ist mir schleierhaft.«

»Sie hatte ihre eigenen Methoden, Madame. Vermutlich drohte sie nun, dies Beweismaterial Lord Horbury auszuhändigen, nicht?«

»Ja, sofern ich nicht alles abbezahlte.«

»Und Sie konnten nicht zahlen?«

»Nein.«

»Mithin war ihr Tod für Sie eine glückliche Fügung.«

»Er kam so gelegen, daß ich es kaum fassen konnte. Es war zu schön«, erklärte Cicely Horbury ernsthaft.

»Ja, zu schön«, wiederholte Hercule Poirot mit einem gewissen Nachdruck. »Aber vielleicht machte es Sie auch ein bißchen nervös?«

»Nervös?«

»Nun, schließlich sind Sie der einzige unter den Passagieren gewesen, der Grund hatte, ihren Tod zu wünschen. Und obendrein hatten Sie sie am Abend vorher in Paris aufgesucht und eine reichlich stürmische Szene mit ihr erlebt, Madame.«

»Oh, wie sie mich behandelt hat, diese Teufelin! Nicht einen Zollbreit gab sie nach. Fast möchte ich sagen, daß es ihr Freude bereitete, meine Verzweiflung zu sehen. Sie war ein Biest durch und durch.«

»Dessenungeachtet bekundeten Sie vor den Geschworenen, daß Sie der Frau nie zuvor begegnet seien.«

»Natürlich, was hätte ich denn sonst sagen können?«

Hercule Poirot betrachtete sie nachdenklich.

»Ja, Madame, Sie konnten nichts anders sagen.«

»Scheußlich war es – nichts als Lügen, Lügen und wieder Lügen. Jener gräßliche Inspektor hat mich auch hier noch mit Fragen gepeinigt. Aber ich fühlte mich ziemlich sicher, denn ich merkte ganz genau, daß er bloß auf den Busch klopfte und nichts Genaues wußte.«

»Wenn man mutmaßt, soll man mit Dreistigkeit und Sicherheit mutmaßen«, erklärte Hercule Poirot weise.

»Außerdem«, fuhr Cicely fort, ohne auf Poirots Einwurf zu achten, »redete ich mir ein, daß nichts ruchbar werden könnte, nachdem während der ersten Tage nichts durchgesickert war. Wirklich, ich fühlte mich geborgen, bis gestern dieser entsetzliche Brief eintraf.«

»Also hatten Sie während der ganzen Zeit gar keine Angst?«

»Natürlich hatte ich Angst.«

»Wovor? Vor einer Bloßstellung oder einer Verhaftung wegen Mordes?«

Cicely Horbury wurde leichenblaß.

Es war das erstemal, daß jemand vor ihr diese grauenvolle Möglichkeit aussprach, mit der sie nie im Ernst gerechnet zu haben schien. Ihr war, als hörte ihr Herzschlag auf – zwischen Wunsch und Wunscherfüllung schob sich plötzlich die Ahnung der Sühne, die jeden Täter bedrohte.

»Mord...? Aber ich... Barmherziger Gott, glauben Sie das doch nicht! Ich habe sie nicht getötet, ich nicht!«

»Sie haben sicher häufig gewünscht, daß sie stürbe.«

»Ja, aber getötet habe ich sie nicht... Oh, Sie müssen mir glauben, Monsieur Poirot, Sie müssen! Ich habe mich ja nicht von meinem Platz fortgerührt. Ich...«

Sie brach ab, die blauen Augen flehend auf ihn gerichtet.

Hercule Poirot nickte beschwichtigend.

»Ich glaube Ihnen, Madame, und zwar aus zwei Gründen. Erstens wegen Ihres Geschlechts und zweitens wegen einer Wespe.«

»Wie...? Eine...« Es war offensichtlich, daß sie mit dem Insekt nichts anzufangen wußte.

»Jawohl, eine Wespe«, wiederholte der Detektiv. »Das klingt Ihnen unsinnig, wie? Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde also mit diesem Mr. Robinson Verbindung aufnehmen und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie ihn nie wiedersehen oder von ihm hören werden. Als Belohnung für meine Dienste erbitte ich von ihnen die Beantwortung zweier kleiner Fragen. Weilte Mister Barraclough am Tage vor dem Mord in Paris?«

»Ja, wir speisten zusammen. Aber er hielt es für richtiger, wenn ich den alten Drachen allein aufsuchte.«

»Ah! Und jetzt die zweite Frage. Ihr Künstlernamen vor Ihrer Heirat lautete Cicely Bland. War das Ihr wirklicher Name?«

»Nein. Eigentlich hieß ich Martha Jebb. Der andere Name jedoch...«

»... eignete sich für Ihren Beruf besser. Und wo wurden Sie geboren?«

»In Doncaster. Warum?«

»Eitel Neugierde, die Sie mir hoffentlich verzeihen werden.

Und darf ich Ihnen jetzt als Abschied noch einen Rat geben, Lady Horbury? Warum einigen Sie sich nicht mit Ihrem Gatten über eine gutwillige, stille Scheidung?«

»Damit er jene Frau heiratet?«

»Ganz recht – damit er jene Frau heiratet. Sie haben ein großmütiges Herz, Madame, und für Ihren Unterhalt wird Ihr Gatte bestimmt sorgen.«

»Für einen bescheidenen vielleicht.«

»Pah! Sobald Sie frei sind, heiraten Sie einen Millionär.«

»Gibt es die heutzutage noch?«

»Bestimmt, Madame. Der Mann, der früher drei Millionen besaß, nennt heute vielleicht noch zwei sein eigen. Auch das genügt.«

Cicely lachte.

»Sie reden sehr überzeugend, Monsieur Poirot! Sind Sie denn auch ganz sicher, daß jener schreckliche Robinson mich nicht wieder belästigen wird?«

»Nehmen Sie das Wort Hercule Poirots zum Unterpfand«, sagte der Besucher feierlich.

Cicely schien geneigt, ihm zu glauben...

Inspektor Japp ging mit seinem militärischen Schritt durch die Harley Street und machte vor der Tür des Hauses Nr. 239 halt. Hier fragte er nach Dr. Bryant.

»Sind Sie angemeldet, Sir?«

»Nein«, gestand Japp. »Einen Augenblick.« Und auf eine dienstliche Karte kritzelte er rasch die Sätze: »Würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir ein paar Sekunden schenken. Ich werde Sie nicht lange aufhalten.«

Dann steckte er die Karte in einen Umschlag, klebte ihn zu und gab ihn dem Butler.

Dieser führte den Besucher in ein Wartezimmer, wo bereits zwei Damen und ein Herr saßen, und Inspektor Japp vertiefte sich in eine der herumliegenden Zeitschriften.

Jetzt erschien der Butler wieder und trat dicht an Japp heran. Er machte einen etwas verlegenen Eindruck.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, noch kurze Zeit zu warten«, sagte er halblaut, »so wird Dr. Bryant Ihnen zur Verfügung stehen. Er ist allerdings heute morgen sehr beschäftigt.«

Japp nickte. Er hatte gegen das Warten nichts einzuwenden. Im Gegenteil, es war ihm recht willkommen, da die beiden Damen ein Gespräch begannen. Offensichtlich hegten sie eine sehr hohe Meinung von Dr. Bryants Tüchtigkeit. Dann kamen noch mehr Patienten.

»Die Praxis bringt Geld ein«, dachte der Scotland-Yard-Beamte, »und er dürfte es deshalb kaum nötig haben, sich Geld zu leihen. Aber vielleicht hat er vor langer Zeit einmal ein Darlehen aufgenommen. Heute jedenfalls blüht seine Praxis;

doch bei dem leisesten Hauch eines Skandals ginge sie in die Brüche. Das ist das Schlimmste, was einen Arzt treffen kann.«

Eine Viertelstunde später trat der Butler von neuem an ihn heran. »Dr. Bryant läßt bitten, Sir.« Japp betrat das Zimmer.

Der Arzt saß an seinem Schreibtisch, ein wenig abgespannt anscheinend, aber nicht im geringsten erstaunt über den Besuch eines Polizeibeamten. Höflich erhob er sich und reichte Japp die Hand.

»Was kann ich für Sie tun, Inspektor?« fragte er, als er sich wieder setzte und Japp, einer einladenden Handbewegung folgend, auf einem Stuhl ihm gegenüber Platz nahm.

»Ich muß mich zuerst entschuldigen, daß ich in Ihre Sprechstunde platze; doch wie ich Ihnen schrieb, werde ich nicht lange stören.«

»Es handelt sich sicher um den Tod im Flugzeug, wie?«

»Ja, Sir. Wir bearbeiten die Sache noch.«

»Mit irgendwelchem Erfolg?«

»Es geht langsamer vorwärts, als uns lieb ist«, bekannte der Inspektor. »Ehrlich gestanden, komme ich, um Sie wegen dieses Schlangengiftes zu fragen.«

»Da würden Sie bei Winterspoon bessere Auskunft erhalten«, erwiderte Bryant lächelnd. »Er ist Fachmann auf dem Gebiet.«

»Zu sehr Fachmann, Doktor. Und wie alle Fachleute redet er so, daß kein Laie ihm richtig folgen kann. Überdies hat dieser Fall sozusagen auch eine medizinische Seite. Ist es wahr, daß Schlangengift bisweilen Epileptikern eingepflegt wird?«

»Ich bin Hals- und Ohrenspezialist«, erinnerte Dr. Bryant, »und deshalb für Epilepsie eigentlich nicht zuständig, Inspektor. Ich glaube zwar gehört zu haben, daß man Injektionen von Kobragift mit leidlichem Erfolg angewandt hat. Aber wie gesagt, es schlägt nicht in mein Gebiet; ich kann mich deshalb nicht dafür verbürgen.«

»Das weiß ich. Ich dachte auch nur, daß Sie, als Passagier des ›Prometheus‹, an dem Fall Interesse nehmen und womöglich irgendeine Idee haben könnten, die nützlich für mich ist. Es führt zu nichts, wenn ich zu einem Fachmann gehe und nicht recht weiß, was ich ihn fragen soll.« Er musterte den Arzt erwartungsvoll.

Dr. Bryant spielte nachdenklich mit einem Brieföffner.

»Wahrscheinlich gibt es keinen Menschen, den das Erlebnis eines Mordes völlig unberührt läßt«, sagte er. »Ich gebe zu, daß ich interessiert bin und auch ziemlich viel über die Sache gegrübelt habe.«

»Und Ihre Meinung, Sir?«

»Das Ganze ist so phantastisch, daß man in Versuchung gerät, es unwirklich zu nennen. Eine erstaunliche Art, einen Mord zu begehen. Der Täter muß eine Person mit einer tollkühnen Geringschätzung des Risikos sein.«

»Sehr richtig, Sir.«

»Die Wahl des Giftes ist gleichfalls erstaunlich.«

»Ja. Ich vermute, daß höchstens ein Mann unter tausend je von einem Reptil wie der Baumschlange gehört hat, und unter hunderttausend hat vielleicht einer mit dem Gift hantiert. Ihnen selbst, Sir, der Sie doch Arzt sind, ist es vermutlich noch nicht in die Hände gekommen.«

»Ich habe einen Freund, der sich mit tropischen Forschungen beschäftigt. In seinem Laboratorium gibt es verschiedene Sorten von getrockneten Schlangengiften – das Gift der Kobra zum Beispiel –, aber ich entsinne mich riicht, dort irgendein Präparat der Baumschlange gesehen zu haben.«

»Winterspoon hat mir hier drei Namen aufgeschrieben«, sagte Japp, indem er dem Arzt ein Papier reichte. »Er meinte, dort würde ich möglicherweise Auskünfte erhalten. Kennen Sie einen dieser Leute?«

»Professor Kennedy kenne ich oberflächlich, Heidler hingegen gut. Berufen Sie sich auf mich und ich bin sicher, daß er alles daransetzen wird, um Ihnen zu helfen. Carmichael arbeitet in Edinburgh und ist mir persönlich nicht bekannt.«

»Danke, Sir. Und nun will ich Sie nicht länger Ihren Patienten entziehen.«

Als Japp wieder auf die Straße trat, schmunzelte er vergnügt.

»Takt – das ist die Hauptsache«, murmelte er. »Ich will wetten, daß er nicht gemerkt hat, worum es mir zu tun war.«

Als Japp sein Büro in Scotland Yard betrat, fand er Hercule Poirot vor, den er herzlich begrüßte.

»Was verschafft mir diese Freude, Monsieur Poirot? Haben Sie Neuigkeiten?«

»Neuigkeiten wollte ich mir von Ihnen holen, mein guter Japp.«

»Bedaure. Ich kann Ihnen keine auftischen oder wenigstens so gut wie keine. Der griechische Händler in Paris hat das Blasrohr richtig identifiziert, Fournier bombardiert mich von dort aus mit Briefen über seinen psychologischen Moment. Darauf habe ich die Stewards ausgequetscht, bis ich blau im Gesicht war, aber sie beharren darauf, daß es keinen psychologischen Moment gegeben und daß sich nichts Überraschendes oder Ungewöhnliches während des Fluges ereignet habe.«

»Es hat sich möglicherweise ereignet, als die beiden im vorderen Abteil bedienten.«

»Ich habe die Passagiere ja auch befragt. Allesamt können sie nicht lügen.«

»In einem Kriminalfall, dessen Untersuchung mir oblag, logen sie alle.«

»Sie und Ihre Fälle... Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben – ich bin nicht sehr glücklich. Je mehr ich mich mit der Sache beschäftige, desto weniger kommt dabei heraus. Der Chef behandelt mich merklich kühl. Aber was tun? Glücklicherweise ist es einer dieser halb ausländischen Fälle. Wir können ihn den Franzosen aufhalsen, und in Paris sagen

sie, der Mord sei durch einen Engländer begangen und mithin unsere Angelegenheit.«

»Glauben Sie ernstlich, daß die beiden Duponts ihn verübt haben?«

»Wenn Sie mich auf Ehre und Gewissen fragen, so muß ich nein antworten. Was ist denn schon so ein Archäologe? Ewig buddelt er in der Erde herum und redet davon, was Tausende von Jahren früher geschah. Als ob er es wüßte! Doch wer kann ihm widersprechen? Wer kann ihm, wenn er behauptet, irgendeine halbvermoderte Perlenschnur sei fünftausenddreihundertzwanzig Jahre alt, etwas anderes beweisen? Ja, die Duponts sind vielleicht Lügner – obwohl sie ihr Gerede selbst zu glauben scheinen –, aber harmlose. Nein, unter uns gesagt, Monsieur Poirot, ich halte das französische Archäologenpaar nicht für Mörder. Dann schon eher unseren Clancy. Er benimmt sich seltsam. Rennt herum und murmelt was in den Bart. Ihm liegt etwas auf der Seele.«

»Die Fabel eines neuen Buches vielleicht.«

»Möglich. Außerdem finde ich, soviel ich mich auch bemühe, keinen Beweggrund. Die CL 52 in Madame Giselles schwarzem Buch ist meines Erachtens Lady Horbury, aber ich kann nichts von ihr erfahren. Oh, sie ist ein hartgesottenes Frauenzimmer, glauben Sie mir!«

Poirot unterdrückte klugerweise ein Lächeln.

»Die Stewards?« fuhr Japp fort. »Was sollten sie wohl mit der Giselle zu schaffen haben?«

»Und Dr. Bryant?«

»Tja... da laufen so mancherlei Gerüchte um, über ihn und eine Patientin. Hübsche, nette Frau – übler Gatte, der dem Rauschgiftlaster frönt. Wenn Bryant sich nicht in acht nimmt, wird er sich eines Tages vor der Ärztekammer zu verantworten haben. Jenes RT 362 paßt ganz gut auf ihn, und ich will Ihnen auch nicht verhehlen, daß ich zu wissen glaube, wie er sich

Schlangengift verschaffen könnte. Ich komme eben von ihm, und gerade über diesen Punkt verplapperte er sich ziemlich. Aber Vermutungen sind keine Tatsachen. Tatsachen!« Japp lachte verärgert auf. »Die sind rar in diesem Mordfall... Ryder scheint einwandfrei dazustehen. Er gab an, er sei wegen eines Darlehens, das er nicht bekam, nach Paris gereist, nannte Namen und Adressen, die ich nachprüfte. Alles in Ordnung. Vor anderthalb Wochen etwa ging's der Firma schlecht, aber sie hat es offenbar überwunden. Nieten – wohin man auch die Fühler streckt! Die ganze Affäre ist ein Wirrwarr.«

»Undurchsichtig ist sie – das stimmt. Aber kein Wirrwarr, denn Wirrwarr kann nur in einem kranken, verwirrten Hirn existieren«, belehrte ihn der Belgier.

»Nennen Sie es, wie Sie wollen, Monsieur Poirot; das Ergebnis ändert sich dadurch nicht. Fournier ist ebenfalls mit seiner Weisheit zu Ende. Und Sie? Ich vermute, Sie haben uns den Rang abgelaufen.«

»Sie spotten meiner, mon ami! Mit Regel und Methode komme ich auf einmal immer nur einen Schritt weiter, und der Weg, der vor mir liegt, ist noch lang.«

»So? Na, das freut mich. Ich dachte schon, Sie hätten alles ergründet! Verraten Sie mir doch ein bißchen über diese methodischen Schritte.«

»Ich habe mir eine kleine Tabelle gemacht – so.« Poirot zog ein Papier aus der Tasche und entfaltete es. »Meine Idee lautet: Ein Mord ist eine Handlung, ausgeführt, um ein gewisses Ergebnis zu schaffen.«

»Wiederholen Sie das noch einmal langsam.«

»Es ist nicht schwierig, mein Freund.«

»Wahrscheinlich nicht; aber bei Ihnen klingt es so.«

»Nein, nein, es ist höchst einfach. Hören Sie zu: Sie brauchen Geld, und Sie bekommen es, wenn eine Tante stirbt. Bien – Sie

führen eine Handlung aus, das heißt, Sie töten die Tante und schaffen damit das Ergebnis, nämlich, das Geld zu erben.«

»Ich wünschte, daß ich etliche solcher Tanten besäße«, seufzte Japp melancholisch. »Weiter! Jetzt begreife ich Ihren Gedankengang. Man könnte ebensogut sagen: Es muß ein Motiv geben.«

»Lieber Japp, ich ziehe meine Fassung vor. Eine Handlung ist ausgeführt – Mord in diesem Falle. Welches sind jetzt die Ergebnisse jener Handlung? Durch Untersuchung der verschiedenen Ergebnisse sollten wir die Lösung unseres Rätsels finden. Die Ergebnisse einer einzigen Handlung können sehr voneinander abweichen, und jene besondere Handlung berührt eine Menge verschiedener Leute. Nun gut, ich untersuche heute, drei Wochen nach dem Verbrechen, das Ergebnis in elf verschiedenen Fällen.«

»An Ihnen ist ein spitzfindiger Philosoph verlorengegangen«, hänselte der Inspektor. Trotzdem aber beugte er sich interessiert über das Blatt und las:

Miss Grey. Ergebnis: einstweilige Verbesserung. Erhöhtes Gehalt.

Gale. Ergebnis: schlecht. Verlust von Patienten.

Lady Horbury. Ergebnis: gut, wenn sie CL 52 ist.

Miss Kerr. Ergebnis: schlecht, da es seit Giselles Tod unwahrscheinlicher geworden ist, daß Lord Horbury Beweise von der Untreue seiner Frau bekommt, die ihm eine Scheidung ermöglichen.

»Hm«, unterbrach Japp seine Lektüre. »Sie meinen also, sie habe ein Auge auf Lord Horbury geworfen? Alter Freund, Sie wittern gar zu gern Liebesgeschichten.«

Nach dieser Bemerkung, die Poirot mit einem milden Lächeln hinnahm, wandte sich der Inspektor wieder dem Papier zu.

Clancy. Ergebnis: gut. Verspricht sich hohe Einkünfte von einem Buch, das den Mord behandelt.

Dr. Bryant. Ergebnis: gut, wenn RT 362.

Ryder. Ergebnis: gut, weil er durch Artikel eine kleine Summe Bargeld einkassierte, die der Firma über die Krise hinweghalf. Des weiteren gut, wenn Ryder XVB 724 ist.

Dupont. Ergebnis: unbeeinflußt.

Jean Dupont. Ergebnis: das gleiche wie beim Vater.

Mitchell. Ergebnis: unbeeinflußt.

Davis. Ergebnis: unbeeinflußt.

»Und Sie bilden sich ein, daß dies Ihnen helfen wird?« fragte Japp zweifelnd.

»Es gibt einem immerhin eine klare Einteilung«, erläuterte Poirot. »In vier Fällen – Mr. Clancy, Miss Grey, Mr. Ryder und vermutlich auch Lady Horbury – steht das Ergebnis auf der Kreditseite; in den Fällen von Mr. Gale und Miss Kerr indes auf der Debetseite. In vier Fällen liegt, soweit wir wissen, überhaupt kein Ergebnis vor; und in einem – Dr. Bryant – ist entweder kein Ergebnis oder ein deutlicher Gewinn vorhanden.«

»Infolgedessen?«

»Infolgedessen müssen wir suchen.«

»Wird nichts dabei herauskommen«, prophezeite Japp trübe.

»Wir sind gehemmt, solange die Pariser uns nicht neues Material schicken. Ich wette, daß ich aus Giselles Wirtschaftlerin mehr herausgeholt hätte als Fournier.«

»Und ich bezweifle es, mein Freund. Das Fesselndste an diesem ganzen Verbrechen ist die Persönlichkeit der Toten.

Eine Frau ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne – so möchte, ich sagen – persönliches Leben. Eine Frau, die einst jung war, die einst liebte und litt und dann mit fester Hand die Läden schloß. Vorüber all das! Nicht ein Bild, nicht eine Erinnerung, nicht eine Nippsache. Marie Morisot wurde Madame Giselle, eine Geldverleiherin.«

»Glauben Sie, daß es in ihrer Vergangenheit einen Fingerzeig gibt?«

»Vielleicht.«

»Nun, wir könnten ihn gebrauchen! Vorläufig haben wir überhaupt keine Anhaltspunkte.«

»Sie irren, mon cher. Ich wenigstens habe drei: die Wespe, das Gepäck der Passagiere und den überzähligen Kaffeelöffel.«

»Monsieur Poirot, Sie sind übergeschnappt!« sagte Inspektor Japp liebenswürdig. Und nach einer Pause fügte er hinzu: »Was meinen Sie denn mit dem Kaffeelöffel?«

»Madame Giselle hatte zwei auf ihrer Untertasse liegen.«

»Das bedeutet, nach einem alten Volksglauben, eine Hochzeit.«

»In diesem Falle bedeutete es ein Begräbnis«, verbesserte Hercule Poirot.

Als Norman Gale, Jane und Poirot sich zum Dinner trafen, vernahm der junge Zahnarzt erfreut, daß seine Dienste als Erpresser hinfert nicht mehr benötigt würden. Er sei tot, der gute Mr. Robinson, erklärte Poirot und forderte seine beiden jungen Gäste auf, zum Gedächtnis des Verblichenen einen Schluck Wein zu trinken.

»Möge er in Frieden ruhen«, lachte Norman, indem er sein Glas hob.

»Was ist geschehen?« forschte Jane Grey, zu Hercule Poirot gewandt.

»Ich habe ausfindig gemacht, was ich wissen wollte, Mademoiselle.«

»Bestanden Verbindungen zwischen ihr und Giselle?«

»Ja.«

»Das ergab ja schon meine Unterredung mit ihr«, warf Norman Gale ein.

»Aber mir lag an einem genauen Sachverhalt«, sagte Poirot.

Das junge Paar sah ihn fragend an, aber der kleine Belgier begann, statt Auskunft zu erteilen, in herausfordernder Weise die Wechselbeziehungen von Laufbahn und Leben zu erörtern.

»Die meisten Menschen wählen – gleichgültig, was sie Ihnen erzählen – die Berufe, die sie im geheimen wünschen. Ein Mann, der in einem Büro arbeitet, wird Ihnen vielleicht beteuern, wie er sich danach sehne, als Forscher ferne Länder zu durchstreifen; doch bald werden Sie erkennen, daß er es zwar liebt, Bücher, die sich mit einem solchen Forscherdasein befassen, zu lesen, daß er selbst indes die Sicherheit und den bescheidenen Komfort eines Kontorschemels vorzieht.«

»Gemäß Ihrer Theorie wäre also mein Wunsch nach Auslandsreisen nicht echt, Monsieur Poirot«, erwiderte Jane.
»Und meine wahre Berufung wäre die Pflege und das Ondulieren von Frauenhaar. Nun, das stimmt nicht.«

Poirot lächelte ihr väterlich zu.

»Sie sind noch jung. Natürlich versucht man dieses und jenes; aber das, mit dem man hinterher sozusagen seßhaft wird, ist das Leben, das man vorzieht.«

»Und wenn ich es nun vorzöge, reich zu sein?«

»Ah, das ist allerdings schwieriger.«

»Ich kann Ihnen nicht beipflichten«, mischte sich Norman Gale ein. »Durch Zufall, nicht infolge meiner Wahl, bin ich Zahnarzt. Mein Onkel, der Zahnarzt war, hatte den Wunsch, daß ich seinen Beruf ergriffe, aber mich lockten das Abenteuer und die weite Welt. Darum ging ich eines schönen Tages auf und davon, um mich in Südafrika als Farmer zu betätigen. Doch es fehlte mir an der nötigen Erfahrung, und wohl oder übel mußte ich das Anerbieten des alten Mannes annehmen, zurückkehren und mit ihm gemeinsam arbeiten.«

»Und jetzt tragen Sie sich mit dem Gedanken, abermals die zahnärztliche Praxis an den Haken zu hängen und nach Kanada auszuwandern. Sie haben ja einen Kolonie-Komplex!«

»Diesmal sehe ich mich dazu gezwungen.«

»Ah, es ist kaum glaublich, wie oft die Umstände einen zwingen, das zu tun, was man zu tun begehrt.«

»Nichts zwingt mich zu reisen«, sagte Jane verschmitzt, »ich wollte, ich würde dazu gezwungen.«

»Eh bien, Mademoiselle, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Nächste Woche fahre ich nach Paris. Wenn Sie Lust haben, können Sie mich als meine Sekretärin begleiten. Ich werde Ihnen ein gutes Gehalt zahlen.«

Jane schüttelte den Kopf.

»Ich darf die Stellung bei Antoine nicht aufgeben. Es ist ein guter Posten.«

»Der Posten als meine Sekretärin ist nicht weniger gut.«

»Ja, aber leider nur vorübergehend.«

»Seien Sie beruhigt, Mademoiselle, ich werde Ihnen einen anderen, ähnlichen, besorgen.«

»Vielen Dank, Monsieur Poirot. Aber ich wage es nicht.«

Hercule Poirot betrachtete das junge Mädchen einige Sekunden mit rätselhaftem Lächeln.

Drei Tage später klingelte bei ihm das Telefon.

»Monsieur Poirot«, klang Janes Stimme etwas verzagt über den Leitungsdraht, »ist die Stelle noch frei?«

»Ja. Ich reise erst Montag nach Paris.«

»Und es ist Ihnen Ernst? Ich kann kommen?«

»Gewiß, Mademoiselle. Aber weshalb sind Sie anderen Sinnes geworden?«

»Ich habe mich mit Antoine überworfen. Das heißt, mir riß einer Kundin gegenüber die Geduld. Oh, die Dame war eine... nein, ich kann das telefonisch nicht sagen. Jedenfalls wurde ich nervös, und anstatt sie mit honigsüßen Worten zu besänftigen, redete ich frei von der Leber weg, was ich dachte.«

»Ah, der Gedanke an die unbegrenzte Weite!«

»Wie bitte?«

»Ich sagte, daß Ihr Geist bei einem gewissen Thema verweilte.«

»Nicht mein Geist, meine Zunge ging mit mir durch. Ja, ich machte mir Luft und genoß es! Und ihr quollen die Augen fast aus dem Kopf, geradeso wie bei ihrem scheußlichen Pekinesen. Die Folge ist leider, daß ich mir eine andere Stellung suchen muß; doch zuvor möchte ich Sie gern nach Paris begleiten.«

»Gut, abgemacht. Die nötigen Anweisungen werde ich Ihnen während der Überfahrt erteilen.«

Poirot und seine neue Sekretärin reisten nicht auf dem Luftwege, wofür Jane im stillen ihrem Schöpfer dankte. Sie mochte nichts vom Flugzeug wissen, sie wollte nicht an jene zusammengesunkene Gestalt im schwarzen Kleid erinnert werden...

Von Calais nach Paris hatten sie ein Abteil für sich allein, so daß Poirot Jane etwas in seine Pläne einweihen konnte.

»Ich muß verschiedene Leute in Paris sprechen. Zuerst den Anwalt, Maitre Thibault. Dann Monsieur Fournier von der Sûreté – einen melancholischen, aber intelligenten Mann. Und endlich die Duponts. Während ich mich mit dem Vater beschäftige, werde ich den Sohn Ihnen überlassen. Ich denke, daß Jean Dupont sich Ihrer noch vom Gericht her erinnern wird.«

»Ich habe ihn seitdem schon gesehen«, sagte Jane, wobei eine leichte Röte in ihre Wangen stieg.

»Wirklich? Bei welcher Gelegenheit?«

Das junge Mädchen schilderte ihr Zusammentreffen im Corner House.

»Ausgezeichnet!« rief der Detektiv. »Ah, es war eine prachtvolle Idee von mir, Sie nach Paris mitzunehmen. Nun hören Sie aufmerksam zu, Mademoiselle Jane. Soweit zugänglich, erörtern Sie die Angelegenheit Giselle nicht; sollte indes Jean Dupont die Sache anschneiden, so gehen Sie ruhig darauf ein. Es wäre nicht schlecht, wenn Sie, ohne es tatsächlich zu sagen, den Eindruck erwecken könnten, daß Lady Horbury der Tat verdächtig ist. Was aber den Grund meiner Pariser Reise anbelangt, so können Sie sagen, daß ich mich mit Fournier beraten und besonders den Geschäften Lady Horburys nachspüren wolle.«

»Arme Lady Horbury – Sie gebrauchen sie als Leimrute!«

»Warum soll sie in ihrem Leben nicht ausnahmsweise auch mal zu etwas nützlich sein?«

Jane sah ein Weilchen zum Fenster hinaus, an dem herbstliche Felder vorüberglitten. Dann fragte sie leise:

»Nicht wahr, Ihnen erscheint der junge Dupont verdächtig?«

»Nein, nein, nein«, versicherte Poirot eifrig. »Ich wünsche nur Auskünfte zu sammeln.« Er sah das junge Mädchen scharf an. »Er gefällt Ihnen, wie? Er hat Sex-Appeal?«

Jane Grey lachte über den Satz.

»Nein, das trifft ganz und gar nicht auf Jean Dupont zu. Er ist sehr schlicht und rein. Das kommt wohl daher, weil er solch ein weitabgewandtes Leben führt.«

In Poirots klugen Augen blitzte der Schalk auf.

»Sie haben recht, mein Kind. Zum Beispiel hat er sich nicht mit Zähnen befaßt und ist nicht durch den Anblick eines von der Öffentlichkeit verehrten Helden ernüchtert worden, der auf dem zahnärztlichen Stuhl vor Angst schlottert.«

»Ich glaube nicht, daß Norman schon derartige Helden als Patienten eingefangen hat.«

»Es wäre ja auch Zeitverschwendung, da er nach Kanada geht.«

»Neuerdings spricht er von Neuseeland, weil er meint, das Klima bekäme mir besser.«

»Auf jeden Fall ist er ein guter Patriot – er klebt an den britischen Dominions.«

»Ich hoffe, daß es überhaupt nicht nötig sein wird«, sagte Jane, den Blick fragend auf ihren neuen Chef gerichtet.

»Mit anderen Worten: Sie vertrauen dem Papa Poirot? Nun, ich will mein möglichstes tun – das verspreche ich Ihnen. Aber ich habe das feste Gefühl, Mademoiselle, daß es da eine Gestalt gibt, die noch nicht aus den Kulissen hervorgetreten ist... eine Rolle, bis jetzt noch ungespielt.« Er furchte die Stirn. »Ja, Mademoiselle, es gibt einen unbekanntem Faktor in diesem Fall. Alles und jedes deutet darauf hin...«

Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Paris speisten Hercule Poirot und seine Sekretärin in einem kleinen Restaurant, und die beiden Duponts waren Poirots Gäste.

Jane fand den alten Dupont ebenso sympathisch wie seinen Sohn, doch bot sich ihr kaum Gelegenheit, mit ihm zu reden, da Poirot ihn von Anfang an ganz für sich beanspruchte. Mit Jean verstand sie sich genauso vortrefflich wie in London; sein offenes, jungenhaftes Wesen gefiel ihr hier wie dort.

Nichtsdestoweniger mühte sie sich, während sie lachte und plauderte, ständig, Brocken von dem Gespräch der beiden älteren Herren aufzufangen, weil sie gern wissen wollte, welche Auskünfte Poirot wohl benötigte. Die Unterhaltung hatte indes offenbar den Mord überhaupt nicht berührt. Geschickt leitete Poirot, dessen Interesse für archäologische Forschungen in Persien ernst und aufrichtig zu sein schien, seinen Gefährten in die Vergangenheit zurück. Und Jean Duponts Vater freute sich über den gelungenen Abend, denn selten bescherte ihm das Schicksal einen so klugen, wissensdurstigen Zuhörer.

Von wem die Anregung ausging, das junge Paar möge noch ein Kino besuchen, wurde Jane nicht ganz klar; doch als sie fort waren, zog Poirot seinen Stuhl näher an den Tisch heran und erwähnte nun auch die geschäftliche Seite archäologischer Forschung.

»Vermutlich ist es in diesen Zeiten der Geldknappheit oft schwer, genügende Mittel zu bekommen«, warf er hin. »Nehmen Sie auch private Schenkungen an?« – Er sah fast hilflos drein...

Der alte Dupont lachte aus voller Kehle.

»Mein lieber Freund, auf den Knien erleben wir sie! Aber unsere besondere Art der Ausgrabung läßt die große Masse der Menschheit kalt; sie verlangt blendendere Beute, vor allem Gold, bedeutende Mengen von Gold. Es ist befremdlich, wie

wenig der Durchschnittsmensch für Keramik übrig hat. Und dabei kann Keramik die ganze menschliche Entwicklungsgeschichte widerspiegeln. Zeichnungen, Inschriften...«

Armand Dupont schwamm im richtigen Fahrwasser. Er beschwor Poirot, sich nicht durch die bestechenden Abhandlungen Billers, die wirklich verbrecherisch falschen Daten von Lempers und die hoffnungslos unwissenschaftliche Schilderung Burmans beirren zu lassen, und Poirot versprach feierlich, daß keine Veröffentlichung dieser gelehrten Persönlichkeit sein Urteil trüben solle. Dann fragte er:

»Würde beispielsweise eine Schenkung von fünfhundert Pfund...?«

Armand Dupont fiel vor Erregung beinahe quer über den Tisch.

»Monsieur Poirot, Sie... Sie bieten das an? Mir? Um unseren Ausgrabungen zu nützen? Das ist ja großartig, ist beinahe unfaßbar! Die größte private Schenkung, die uns zuteil wurde.«

Hercule Poirot hüstelte. »Allerdings – allerdings knüpfe ich eine gewisse Bedingung daran.«

»Ah, selbstverständlich! Ich verstehe – ein Andenken. Eine antike Ziegel, eine alte irdene Urne.«

»Nein, nein, Sie verstehen mich falsch«, rief Poirot rasch, ehe Dupont sich in neuen Eifer reden konnte.

»Es handelt sich um meine Sekretärin, jene reizende junge Dame, die uns heute abend Gesellschaft leistete – wenn sie Sie auf Ihrer Expedition begleiten dürfte?«

Diese Eröffnung wirkte auf den alten Dupont zweifellos etwas ernüchternd.

»Hm... möglicherweise ließe es sich machen«, entgegnete er, sein Kinn streichend. »Ich muß aber erst meinen Sohn fragen. Es begleiten uns nämlich schon mein Neffe und seine Frau.

Sollte gewissermaßen Familienangelegenheit sein. Ich werde mit Jean sprechen.«

»Mademoiselle interessiert sich leidenschaftlich für Töpferwaren. Die Vergangenheit bezaubert sie förmlich, und der Traum ihres Lebens ist es, zu graben. Außerdem stopft sie in geradezu vorbildlicher Art Strümpfe und näht nicht minder gut Knöpfe an.«

»Ein nützliches Talent.«

»Nicht wahr...? Und nun erzählten Sie mir vorhin über die Keramik von Susa...«

Es bedurfte nur dieser Anregung, um Armand Dupont zu einem Monolog über seine ureigenen Theorien betreffs Susa I. und Susa II. zu veranlassen.

Poirot erreichte sein Hotel just in dem Augenblick, als sich Jane in der Halle von Jean Dupont verabschiedete. Während der Fahrstuhl sie nach oben trug, sagte der kleine Belgier:

»Mademoiselle, ich habe einen beneidenswerten Posten für Sie. Sie werden im Frühling die Duponts nach Persien begleiten.«

Jane starrte ihn verblüfft an.

»Reden Sie irre?«

»Oh, Mademoiselle, wenn der alte Herr Dupont Ihnen demnächst das Anerbieten macht, greifen Sie bestimmt mit beiden Händen entzückt zu.«

»Und ich sage Ihnen, daß ich bestimmt nicht nach Persien gehen werde. Im Frühjahr werde ich wohl mit Norman Gale in Muswell Hill oder Neuseeland sein.«

Poirot tätschelte ihr väterlich die rosige Wange.

»Mein liebes Kind, vom nächsten März trennen uns noch einige Monate. Etwas planen bedeutet noch nicht eine Fahrkarte kaufen. Genauso habe ich heute über eine Schenkung gesprochen, aber noch keineswegs den Scheck wirklich ausgeschrieben. Ah, ehe ich's vergesse! Morgen muß

ich für Sie ein Handbuch über prähistorische Keramik des Nahen Ostens kaufen, denn ich habe gesagt, daß Sie sich leidenschaftlich dafür interessieren.«

Jane Grey seufzte.

»Sekretärin bei Ihnen zu sein ist kein müheloses Amt! Sonst noch etwas?«

»Ja. Ferner habe ich behauptet, daß Sie ausgezeichnet Socken stopfen und Knöpfe annähen?«

»Muß ich auch das morgen durch Beweise erhärten?«

»Oh, vielleicht begnügen sich die Herren in diesem Punkt mit meinem Wort«, meinte Hercule Poirot.

Um halb elf Uhr spazierte am folgenden Vormittag der melancholische Beamte der Pariser Sûreté in Poirots Wohnzimmer und schüttelte dem kleinen Belgier warm die Hand.

»Monsieur Poirot, es drängt mich, über eine gewisse Sache mit Ihnen zu sprechen«, begann Fournier lebhafter als gewöhnlich. »Ich habe, glaube ich, endlich begriffen, was Sie in London über das Auffinden des Blasrohrs sagten.«

»Ah!« Poirots Gesicht erhellte sich.

»Ja, ich habe über Ihre Worte nachgedacht«, fuhr Fournier fort und ließ sich in einen bequemen Sessel fallen. »Wieder und wieder kielt ich mir vor, was Sie damals äußerten: ›Warum wurde das Blasrohr gefunden, da man es doch so leicht durch den Ventilator hätte hinauswerfen können?‹ Und ich denke, jetzt habe ich die richtige Antwort. Das Blasrohr wurde gefunden, weil der Mörder wünschte, daß wir es fänden.«

»Bravo!« lobte Hercule Poirot.

»Nicht wahr, das meinten Sie damals? Nun ging ich einen Schritt weiter und stellte mir die Frage: ›Weshalb wünschte er, daß wir es fänden?‹ Und hierauf lautet meine Antwort: Weil das Blasrohr nicht benutzt worden ist.«

»Bravo! Bravo! Genau meine Schlußfolgerung.«

»Ich sagte mir: der vergiftete Dorn, ja; aber nicht das Blasrohr. Demnach schleuderte man den mörderischen Dorn mit etwas anderem durch die Luft, mit irgendeinem Ding, das ein Mann oder eine Frau normalerweise an die Lippen setzen konnte, ohne daß es auffiel. Und ich entsann mich, welchen

Wert Sie einer genauen Liste über das Hab und Gut der Passagiere beigemessen hatten. Dann stutzte ich, weil bei Lady Horbury zwei Zigarettenspitzen und bei den Duponts etliche kurdische Pfeifen erwähnt wurden.«

Fournier machte eine Pause und sah Poirot an. Doch dieser schwieg.

»Sowohl die Zigarettenspitzen als auch die Pfeifen konnte man unbedenklich zum Munde führen. Unbedenklich, das heißt, ohne Aufsehen zu erregen... Habe ich recht oder nicht?«

Hercule Poirot zauderte, ehe er erwiderte:

»Sie sind auf der rechten Fährte; aber gehen Sie noch etwas weiter. Und vergessen Sie nicht die Wespe.«

»Die Wespe?« Fournier riß erstaunt seine dunklen Augen auf.

»Nein, Monsieur Poirot, da vermag ich Ihnen nicht zu folgen. Was die Wespe...«

Das helle Klingeln des Telefons unterbrach seinen Satz, und Poirot nahm den Hörer ab.

»Hallo, hallo! Ah, guten Morgen. Ja, ich bin es selbst, Hercule Poirot.« Und sich zu Fournier wendend, raunte er.

»Maitre Thibault.« Dann sprach er weiter in den Apparat: »Ja, ja, natürlich. Sehr gut, danke. Und Ihnen? Monsieur Fournier? Ja, er sitzt hier neben mir. Einen Augenblick, bitte.«

Er reichte den Hörer seinem Besucher und erklärte rasch: »Thibault hat Sie bei der Sûreté angerufen und dort erfahren, daß Sie hier sind. Seine Stimme klingt aufgereggt. Sprechen Sie lieber mit ihm.«

Fournier nahm das Telefon.

»Hier Fournier... Was...? Tatsächlich...? Ja, ja, unbedingt. Ich bin überzeugt, daß er will. Wir werden sofort kommen.«

Er legte den Hörer nieder, offenbar von Maitre Thibaults Erregung angesteckt.

»Monsieur Poirot, die Tochter! Die Tochter von Madame Giselle.«

»Wie?«

»Ja, sie ist angekommen, um ihre Erbschaft zu fordern.«

»Woher kommt sie?«

»Aus Amerika, wenn ich richtig verstanden habe. Thibault hat sie gebeten, sich um halb zwölf wieder bei ihm einzufinden. Er fragt, ob wir der Unterredung nicht beiwohnen möchten.«

»Aber selbstverständlich! Wir brechen unverzüglich auf... Ich will nur eine Benachrichtigung für Mademoiselle Grey zurücklassen.«

Rasch nahm er ein Blatt Papier und schrieb:

»Unvorhergesehene Ereignisse haben mich gezwungen, auszugehen. Wenn Monsieur Jean Dupont anlätet oder sich einstellt, so seien Sie liebenswürdig zu ihm. Plaudern Sie mit ihm über Socken und Knöpfe, aber noch nicht über prähistorische Töpfe und Schalen. Er bewundert Sie, aber er ist klug!

Auf Wiedersehen.

Hercule Poirot«

»Und nun in den Kampf, mein Freund!« rief er fröhlich.
»Darauf habe ich gewartet – auf das Erscheinen der schemenhaften Gestalt, deren Vorhandensein ich irgendwie schon längst spürte. Jetzt – bald – werde ich alles verstehen.« .

Maitre Thibault bereitete den beiden Herren einen äußerst liebenswürdigen Empfang. Und nach einem Austausch von Komplimenten, von höflichen Fragen und Antworten lenkte der Anwalt auf Madame Giselles Erbin über.

»Gestern erhielt ich einen Brief, und heute vormittag kam die junge Dame persönlich zu mir«, sagte er.

»Wie alt ist Mademoiselle Morisot?«

»Mademoiselle Morisot – oder vielmehr Mrs. Richards, denn sie ist verheiratet – zählt genau vierundzwanzig Jahre.«

»Hat sie Urkunden vorgelegt, um sich auszuweisen?« fragte Fournier.

»Gewiß. Gewiß.« Thibault schlug ein Aktenstück, das neben ihm lag, auf. »Erstens dies hier.«

Es war eine beglaubigte Abschrift der Heiratsurkunde von George Leman, Junggeselle, und Marie Morisot, beide aus Quebec stammend. Hierauf entnahm Maitre Thibault dem Aktenstück den Geburtsschein von Anne Morisot Leman nebst verschiedenen anderen Dokumenten und Papieren.

»Das wirft immerhin ein gewisses Licht auf das frühere Leben der Giselle«, meinte der Beamte der Sûreté.

Thibault nickte.

»Es scheint, daß Marie Morisot Kindergärtnerin oder Gouvernante gewesen ist, bevor ihr Weg sich mit dem dieses Leman kreuzte, der, offenbar ein Tunichtgut, sie bald nach der Heirat im Stich ließ. Sie selbst nahm dann ihren Mädchennamen wieder an und reiste kurz darauf – nach meiner Ansicht in Begleitung eines Mannes – nach Frankreich, während das Kind in Quebec, und zwar im Institut de Marie, zurückblieb und aufgezogen wurde. Von Zeit zu Zeit sandte die Mutter Geld und schließlich auch eine größere Summe, die dem Kind bei Erreichung des einundzwanzigsten Lebensjahres ausbezahlt werden sollte. Zu dieser Zeit lebte Marie Morisot oder Leman fraglos ein irreguläres Dasein und hielt es für besser, jede persönliche Verbindung zu lösen.«

»Wie erfuhr das Mädchen denn, daß sie Erbin eines bedeutenden Vermögens war?«

»Ich habe in verschiedenen Zeitungen diskrete Anzeigen erscheinen lassen. Die Leiterin des ›Institut de Marie‹ muß eine von ihnen gelesen und Mrs. Richards benachrichtigt haben. Mrs. Richards hielt sich übrigens gerade in Europa auf.

Allerdings stand sie bereits im Begriff, nach Amerika zurückzukehren.«

»Wer ist Richards?«

»Ich glaube, ein Amerikaner oder Kanadier, und wie ich hörte, von Beruf Fabrikant chirurgischer Instrumente«, gab Thibault zur Antwort.

»Hat er seine Frau nicht begleitet?«

»Nein, er ist noch in Amerika.«

»Vermag Mrs. Richards uns irgendeinen halbwegs möglichen Grund für die Ermordung ihrer Mutter zu nennen?«

»Nein«, erklärte der Anwalt kopfschüttelnd. »Sie weiß gar nichts über die Verstorbene. Sie erinnerte sich nicht einmal des Mädchennamens ihrer Mutter, obwohl die Leiterin des Instituts ihn gelegentlich erwähnt hatte.«

»O weh«, sagte Fournier traurig, »es sieht ganz danach aus, als ob ihr Erscheinen auf der Bühne uns bei der Lösung des Mordproblems nicht im geringsten hilft. Viel habe ich allerdings auch nicht davon erwartet; ich pirsche gegenwärtig in anderer Richtung. Meine Nachforschungen haben die Anzahl der verdächtigten Personen auf drei verringert.«

»Vier«, ließ sich Hercule Poirot vernehmen.

»Sie meinen, es seien vier?«

»Ich meine das nicht, mein Lieber. Jedoch angesichts der Theorie, die Sie mir vorhin darlegten, können Sie sich nicht auf drei Personen beschränken.« Er zählte rasch an den Händen her, »Die zwei Zigarettenspitzen, die kurdischen Pfeifen und eine Flöte. Erinnern Sie sich der Flöte nicht?«

Fournier stieß einen Laut der Überraschung aus, aber in dieser Sekunde öffnete sich die Tür, und ein betagter Bürovorsteher brummte: »Die Dame ist wieder da.«

»Ah, nun werden Sie die Erbin mit eigenen Augen sehen«, sagte Maitre Thibault. »Bitte, treten Sie näher, Madame. Darf ich Ihnen Monsieur Fournier von der Sûreté vorstellen, der die

Untersuchung wegen des Ablebens Ihrer Mutter bei uns in Frankreich leitet? Und dies ist Monsieur Hercule Poirot, dessen Namen Sie vielleicht vom Hörensagen kennen. Madame Richards.«

Giselles Tochter war eine dunkle, schick aussehende junge Frau, elegant, doch unauffällig gekleidet. Sie reichte jedem der Herren die Hand und murmelte ein paar verbindliche Worte.

»Ich muß freilich eingestehen, meine Herren, daß ich in dieser Sache kaum die Gefühle einer Tochter habe. Denn ich bin während meines ganzen Lebens vollkommen Waise gewesen.«

In Beantwortung von Fourniers Fragen sprach sie mit dankbarer Anhänglichkeit von Mére Angelique, der Leiterin des »Institut de Marie«. »Sie war stets die Güte selbst zu mir.«

»Wann haben Sie das Institut verlassen, Madame?«

»Mit achtzehn Jahren, Monsieur, um mir meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Ich lernte frisieren und maniküren, arbeitete eine Zeitlang auch in einem Modosalon. In Nizza lernte ich dann meinen Mann kennen, der wenig später nach Amerika zurückkehrte. Aber seine Geschäfte führten ihn bald wieder nach Holland, wo wir vor einem Monat in Rotterdam heirateten. Leider mußte er nach Kanada zurück, während ich noch in Europa blieb. Doch nun wollte auch ich die Reise nach drüben antreten.«

Anne Richards sprach leicht und fließend – vielleicht beherrschte sie das Französische besser als das Englische.

»Wie erfuhren Sie von der Tragödie?«

»Ich las sie natürlich in den Zeitungen, Monsieur, aber ich wußte nicht – das heißt, ich vergegenwärtigte es mir nicht –, daß das Opfer meine Mutter war. Dann erhielt ich hier in Paris ein Telegramm von Mére Angelique, die mir die Adresse Maitre Thibaults angab und mich an meiner Mutter Mädchennamen erinnerte.«

Fournier nickte grübelnd.

Ein Weilchen noch lösten Fragen und Antworten einander ab, doch schienen sie nur zu bestätigen, daß Mrs. Richards bei der Suche nach dem Mörder kaum behilflich sein konnte, da sie weder über das Leben ihrer Mutter noch über deren geschäftliche Verbindungen unterrichtet war. Nachdem sie das Hotel genannt hatte, in dem sie wohnte, nahmen Fournier und Hercule Poirot Abschied von ihr.

»Sie sind enttäuscht, mein Bester«, sagte der Franzose. »Hatten Sie sich eine andere Vorstellung von der Tochter gemacht? Argwöhnten Sie, sie sei eine Betrügerin? Oder halten Sie etwa Madame Richards noch jetzt für eine Betrügerin?«

Poirot schüttelte in einer seltsam mutlosen Art den Kopf.

»Nein, dafür halte ich sie nicht. Die Beweise ihrer Identität sind überzeugend... Trotzdem – ich werde das Gefühl nicht los, als hätte ich sie bereits früher gesehen. Oder erinnert sie mich an irgendwen?«

»Eine Ähnlichkeit mit der Toten?« mutmaßte Fournier. »Doch wohl kaum.«

»Nein... das ist es nicht. Mein Gott, wie kann mich mein Gedächtnis nur so schmäählich im Stich lassen! Ich bin sicher, daß ihr Gesicht mich an jemanden erinnert.«

Fournier betrachtete ihn forschend von der Seite.

»Die fehlende Tochter hat Ihnen immer zu schaffen gemacht, wie?«

»Natürlich«, sagte Poirot, die Brauen ein wenig emporziehend. »Können Sie etwa leugnen, daß dieser jungen Frau aus Giselles Tod ungeheure Vorteile erwachsen?«

Hercule Poirot schritt ein Weilchen schweigend neben seinem Gefährten her, ganz in seine eigenen Gedanken vertieft. Endlich erläuterte er:

»Mein Freund, in die Hände dieser Frau geht ein ungeheures Vermögen über. Wundert es Sie, daß ich sie da gleich zu Beginn in den Kreis der Verdächtigen einbezogen habe? In dem Flugzeug befanden sich drei Frauen. Eine von ihnen, Miss Kerr, entstammt einer hochangesehenen Familie. Aber die anderen beiden? Seit Elise Grandier die Vermutung äußerte, der Vater von Madame Giselles Kind sei Engländer, beherrschte mich der Gedanke, daß eine der beiden anderen Frauen vielleicht die Tochter sein könnte.

Das Alter stimmte ungefähr. Überdies war Lady Horbury eine Choristin mit ziemlich dunklem Vorleben, die sich einen Bühnennamen zugelegt hatte, und Miss Grey war, wie ich gelegentlich aus ihrem eigenen Munde erfuhr, in einem Waisenhaus aufgewachsen.«

»Aha! Aus der Richtung weht der Wind!« rief der Franzose. »Unser Freund Japp würde Sie jetzt übererfinderisch schelten.«

»Ja, er wirft mir immer vor, daß ich die Dinge zu erschweren liebe. Doch er tut mir unrecht. Ich gehe stets in der denkbar einfachsten Weise vor. Und niemals weigere ich mich, Tatsachen anzunehmen.«

»Aber Sie sind enttäuscht? Erwarteten Sie mehr von dieser Anne Morisot?«

Sie betraten gerade Poirots Hotel, und auf dem Tischchen neben dem Empfangsschalter lag ein Gegenstand, der Fournier an eine vor zwei Stunden geäußerte Bemerkung seines Gefährten erinnerte.

»Ich habe Ihnen noch nicht dafür gedankt, Monsieur Poirot, daß Sie mich auf den Schnitzer aufmerksam gemacht haben, den ich mir leistete«, sagte er. »Es ist unverzeihlich, daß ich, nachdem mich die zwei Zigarettenspitzen Lady Horburys und die kurdischen Pfeifen der beiden Duponts stutzig machten, die Flöte Dr. Bryants vergaß. Allerdings hatte ich ihn nie ernstlich im Verdacht; er ist nicht der Mensch...«

Jäh brach er ab. Denn der Herr, der, die Hand auf den Flötenkasten gelegt, mit dem Empfangschef sprach, drehte sich um. Sein Blick fiel auf Poirot, und ein ernstes Lächeln des Wiedererkennens glitt über sein Gesicht.

Während sich Fournier taktvoll im Hintergrund hielt, ging Poirot auf den Neuankömmling zu.

»Dr. Bryant, Sie hier?«

»Ja.«

Eine Frau, die neben dem Arzt gestanden hatte, entfernte sich in der Richtung des Fahrstuhls, und Poirot warf ihr einen flüchtigen Blick nach.

»Können Ihre Patienten ein Weilchen ohne Sie fertig werden, Monsieur le docteur?«

Dr. Bryant lächelte – jenes wehmütige Lächeln, dessen sich der kleine Belgier so gut entsann.

»Ich habe keine Patienten mehr.« Dann ging er zu einem kleinen Tisch hinüber. »Trinken Sie ein Glas Sherry mit mir, Monsieur Poirot?«

»Gern.«

Sie nahmen Platz, und der Doktor bestellte, worauf er in Stillschweigen versank, bis die beiden Gläser vor ihnen standen.

»Nein, ich habe keine Patienten mehr. Ich habe aufgegeben.«

»Ein plötzlicher Entschluß?« fragte Poirot.

»Eigentlich nicht.« Wieder schwieg er einen Augenblick, um dann, sein Glas hebend, hinzuzufügen: »Es ist ein notwendiger Entschluß. Ich verzichte freiwillig, ehe man mich aus der Liste der Ärzte streicht. Für jeden kommt einmal ein Wendepunkt im Leben, ein Augenblick, wo man am Kreuzweg steht und sich für eine Richtung entscheiden muß. Mein Beruf war mir sehr ans Herz gewachsen; es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, ihn aufzugeben. Aber andere Forderungen treten an mich heran. Es handelt sich um das Glück eines Menschen...«

Hercule Poirot antwortete nicht. Er wartete.

»Sehen Sie, da ist eine Dame, eine Patientin von mir«, fuhr Dr. Bryant fort. »Ich liebe sie zärtlich. Sie hat einen Gatten, der ihr unendlichen Kummer bereitet. Er ist den Rauschgiften verfallen. Wenn Sie Arzt wären, Monsieur Poirot, würden Sie ermessen können, was das bedeutet. Eigenes Geld besitzt sie nicht, so daß sie ihn nicht verlassen kann... Ich habe eine Zeitlang geschwankt ... doch jetzt sehe ich meinen Weg klar vor mir: Sie und ich befinden uns auf der Reise nach Kenia, wo wir ein neues Leben beginnen werden. Ich hoffe, daß sie endlich ein wenig Glück kennenlernen wird. Sie hat so lange gelitten...«

Wiederum schwieg er, und Poirot betrachtete verstohlen sein müdes, aber von einem inneren Frieden verklärtes Gesicht. Dann gab sich Dr. Bryant einen Ruck.

»Ich erzähle Ihnen dies, Monsieur Poirot, weil es bald Gemeingut der Öffentlichkeit sein wird. Je eher Sie es erfahren, desto besser.«

Poirot nickte verstehend. Nach einer Minute lenkte er ab: »Sie nehmen Ihre Flöte mit, sehe ich.«

»Meine Flöte ist meine älteste Gefährtin«, lächelte der Arzt. »Wenn alles andere versagt – Musik bleibt.«

Seine Hand glitt leise über den Flötenbehälter. Und nun erhob er sich mit einer Verbeugung. Auch Hercule Poirot erhob sich.

»Meine aufrichtigsten Wünsche für Ihre Zukunft, Monsieur le docteur – und für Madame«, sagte er warm.

Als Fournier sich wieder zu seinem Freunde gesellte, meldete dieser ein Ferngespräch nach Quebec an.

»Was jetzt?« rief Fournier. »Nimmt diese Erbin von Madame Giselle noch immer Ihre Gedanken in Anspruch? Das artet ja allmählich zu einer fixen Idee aus!«

»Keineswegs«, widersprach der Belgier. »Keineswegs. Aber in allen Dingen muß Ordnung und Methode herrschen. Man muß eine Sache erst beendigen, bevor man die nächste in Angriff nimmt.«

Er blickte sich um. »Ah, da ist Mademoiselle Jane. Wie wär's, wenn Sie mit dem Frühstück schon anfangen?«

Fournier fügte sich und begab sich mit Jane in den Speisesaal.

»Nun?« fragte das junge Mädchen neugierig. »Wie ist sie?«

»Sie ist etwas über Mittelgröße, dunkel, mit mattem Teint, einem spitzen Kinn...«

»Es klingt, als ob Sie aus einem Paß vorläsen«, unterbrach ihn Jane. »Die Beschreibung in meinem Paß ist übrigens direkt beleidigend; sie besteht aus den Worten Durchschnitt und gewöhnlich. Nase: Durchschnitt. Mund: gewöhnlich; Stirn: gewöhnlich; Kinn: gewöhnlich.«

»Aber die Augen sind nicht gewöhnlich«, meinte Fournier.

»Sie sind grau, was man wirklich nicht eine sehr aufregende Farbe nennen kann.«

»Und wer sagt Ihnen, Mademoiselle, daß es keine aufregende Farbe ist?« fragte der Franzose, sich über den Tisch beugend.

»Ihre Beherrschung der englischen Sprache ist bewunderungswürdig«, lachte Jane Grey. »Erzählen Sie mir mehr über diese Anne Morisot. Ist sie hübsch?«

»Ziemlich«, drückte sich Fournier vorsichtig aus. »Und sie heißt nicht Anne Morisot, sondern Anne Richards. Sie ist verheiratet.«

»War ihr Gatte auch da?«

»Nein.«

»Warum denn nicht?«

»Weil er in Kanada weilt oder sonstwo in Amerika.«

Fournier erläuterte die näheren Umstände von Annes Leben, und gerade als er dem Schluß zusteuerte, erschien Hercule Poirot... ein wenig niedergeschlagen, wie es dem Franzosen schien.

»Was gibt es?«

»Ich sprach mit Mére Angelique selbst. Wirklich romantisch, dieses transatlantische Telefon! Da unterhält man sich über den halben Erdball hinweg ganz klar und verständlich...! Also Mére Angelique bestätigte, was Mrs. Richards uns über ihre Kindheit erzählt hat, und urteilte ganz frank und frei über die Mutter, die Quebec mit einem im Weinhandel tätigen Franzosen verließ. Damals freute es die fromme Oberin, daß das Kind dem Einfluß der Mutter entzogen wurde, die nach ihrer Ansicht abwärts glitt. Geld wurde regelmäßig geschickt, aber nicht ein einziges Mal regte Giselle ein Wiedersehen an.«

»Mithin war Ihr Ferngespräch eine Wiederholung dessen, was wir heute vormittag vernommen haben.«

»So ziemlich. Allerdings fügte Mére Angelique noch einige Einzelheiten hinzu. Anne Morisot verließ das Institut de Marie vor sechs Jahren, betätigte sich auf dem Gebiet der Schönheitspflege, wurde hinterher Zofe bei einer Dame und reiste als solche von Quebec nach Europa. Allzuoft schrieb sie nicht, aber immerhin hörte Mére Angelique zweimal im Jahr von ihr. Als sie dann einen Bericht über die Geschworenenverhandlung in der Zeitung las, sagte sie sich, daß diese Marie Morisot die Marie Morisot aus Quebec sei.«

»Wie steht's mit dem Gatten?« fragte Fournier.

»Nun, da wir endgültig wissen, daß Giselle verheiratet war, konnte der Gatte Bedeutung gewinnen.«

»Von dieser Erwägung ausgehend, führte ich das Telefongespräch«, bekannte Poirot. »George Leman, Giselles nichtswürdiger Mann, fiel gleich zu Anfang des Krieges.« Er schwieg, und dann stieß er brüsk hervor: »Was habe ich doch eben gesagt...? Nein, nicht die letzte Bemerkung – die vorletzte? Ich habe das Gefühl, als ob ich, unwissentlich, etwas Wichtiges gesagt hätte.«

Fournier wiederholte, so gut er konnte, den Inhalt, aber den kleinen Mann befriedigte dies nicht.

»Nein, nein, das ist es nicht, was ich meinte. Na, lassen wir das.« Und er wandte sich Jane zu und zog sie in das Gespräch.

Gegen Ende des Mahles schlug er vor, den Kaffee in der Halle zu trinken.

Jane Grey fand den Einfall ausgezeichnet und streckte die Hand nach Tasche und Handschuhen aus, die auf dem Tisch lagen.

Als sie die Sachen aufnahm, zuckte sie leicht zusammen.

»Was gibt's, Mademoiselle?«

»Nichts, gar nichts«, erwiderte sie lachend. »Ich habe einen eingerissenen Nagel, den ich abfeilen muß.«

Jäh fiel Hercule Poirot, der bereits aufgestanden war, wieder auf seinen Stuhl zurück.

»Donnerwetter!« sagte er ruhig.

»Monsieur Poirot, was fehlt Ihnen?« schrie das Mädchen erschreckt.

»Nichts fehlt mir mehr, mein Kind. Jetzt weiß ich, warum mir das Gesicht von Madame Giselles Tochter so bekannt vorkam. Ich habe sie schon früher gesehen... in jenem Flugzeug am Mordtag. Lady Horbury ließ sie wegen einer Nagelfeile holen. Denn Anne Morisot war Lady Horburys Zofe.«

Diese plötzliche Enthüllung, die eine fast betäubende Wirkung auf Jane Grey und ihre beiden Gefährten hatte, zeigte den Fall in einem gänzlich neuen Licht. Aus einer vom Schauplatz der Tragödie weit entfernten Person verwandelte sich Anne Morisot in einen Passagier des Flugzeugs, in dem das Verbrechen begangen worden war. Wahrhaftig, eine aufregende Veränderung...

Und jeder der drei Menschen brauchte ein paar Minuten, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Poirot machte eine wilde Geste mit den Händen. Seine Augen waren geschlossen, und sein Gesicht war wie unter physischem Schmerz verzerrt.

»Einen Augenblick, einen kleinen Augenblick nur«, flehte er. »Ich muß denken, sehen, mir vergegenwärtigen, wie dies meine Ideen über den Fall beeinflußt. Ich muß mich zurückversetzen... Ah, verflucht sei mein unglücklicher Magen, der mich apathisch machte gegen die äußere Welt!«

»Dann befand sie sich also in Wirklichkeit im Flugzeug!« staunte Fournier. »Ah, das klärt vieles.«

»Ich entsinne mich ihrer«, sagte Jane. »Ein großes, dunkles Mädchen. Madeleine, rief Lady Horbury sie.«

»Ja, ja, Madeleine«, bekräftigte, ohne die Augen zu öffnen, Hercule Poirot.

»Lady Horbury sandte sie wegen eines roten Köfferchens nach dem hinteren Teil des Flugzeugs.«

»Das heißt, daß Anne Morisot dicht an dem Sitz vorüberging, den ihre Mutter innehatte?« fragte Fournier, und als Jane Grey dies bejahte, sauste seine Faust mit lautem Krach auf die Tischplatte hinab.

»Donnerwetter!« schrie er. »Weshalb hat das denn keiner früher erwähnt? Warum schloß man sie nicht in den Kreis der verdächtigen Personen ein?«

»Ich sagte es Ihnen ja, mein Freund«, erwiderte Poirot müde. »Mein unglücklicher Magen.«

»Ja, ja, das ist verständlich. Indes gab es andere Mägen, die nicht revoltierten – die Stewards, die übrigen Passagiere.«

»Ich glaube, es erklärt sich dadurch, daß dieser Zwischenfall so früh geschah, bereits kurz nach dem Aufsteigen in Le Bourget. Und eine Stunde später lebte Giselle noch«, erläuterte das junge Mädchen.

»Das ist allerdings merkwürdig. Kann vielleicht eine verzögernde Wirkung des Giftes vorliegen?« überlegte Fournier. »Derartiges kommt vor.«

Hercule Poirot stöhnte und barg seinen Kopf in den Händen »Ich muß denken. Ich muß denken... Sollten meine Ideen denn gänzlich falsch gewesen sein?«

»Mein Bester, Irrtümer unterlaufen auch mir bisweilen«, sagte der Franzose. »Und es besteht die Möglichkeit, daß sie auch Ihnen unterlaufen sind. Dann bleibt einem nichts anderes übrig, als seinen Stolz zu überwinden und seine Ideen einer Revision zu unterziehen.«

»Gewiß, gewiß. Die verspätete Wirkung des Giftes ist tatsächlich befremdend – fast möchte man behaupten, unmöglich! Aber wo Gifte im Spiele sind, ereignet sich das Unmögliche. Man muß mit Idiosynkrasien rechnen...«

Poirots Stimme erstarb.

»Gegenwärtig wäre es wohl unklug, Anne Morisot aus ihrer vermeintlichen Sicherheit zu reißen«, führte Fournier aus. »Sie ahnt nicht, daß Sie sie erkannt haben, und da wir das Hotel kennen, in dem sie wohnt, und außerdem durch Thibault, der die gesetzlichen Formalitäten hinausschieben kann, eine Verbindung mit ihr aufrechtzuerhalten vermögen, wollen wir sie vorläufig nicht belästigen. Wir müssen auch noch den Beweis erbringen, daß Anne Morisot Schlangengift in ihrem Besitz hatte. Ferner ist da noch dieser Amerikaner, der das Blasrohr kaufte und den Angestellten der Airlines bestach. Vielleicht entpuppt er sich als der Gatte Richards. Wissen wir denn, ob er sich tatsächlich in Kanada aufhält?« – Er schwieg nachdenklich und sah zu Boden...

»Sehr richtig – der Gatte... Ja, der Gatte. Ah, warten Sie, warten Sie, Fournier!« Poirot preßte beide Hände gegen die Schläfen. »So geht es nicht«, murmelte er. »Ich gebrauche die kleinen grauen Zellen nicht in einer ordnungsmäßigen, methodischen Weise. Nein, ich ziehe sprunghaft Folgerungen. Meine Gedanken bewegen sich vielleicht in einer von anderen gewollten Richtung. Doch halt! Auch das stimmt nicht. Denn wenn meine ursprüngliche Idee...« Der Rest des Satzes war ein unverständliches Gemurmel.

»Verzeihung, Monsieur Poirot«, begann Jane. Aber der Kleine beachtete sie nicht. Ein paar Minuten hielt er noch geistesabwesend seine Hände gegen die Schläfen, dann setzte er sich plötzlich kerzengerade hin und rückte zwei Gabeln und ein Salzfüßchen zurecht, die seinen Sinn für Symmetrie beleidigten.

»Wir wollen gemeinsam überlegen«, sagte er. »Anne Morisot ist entweder schuldig oder unschuldig. Wenn sie unschuldig ist, warum hat sie dann gelogen? Warum hat sie die Tatsache verschwiegen, daß sie Zofe bei Lady Horbury war?«

»Ja, warum wohl?« fragte auch Fournier.

»Mithin nehmen wir an, daß Anne Morisot schuldig ist, weil sie gelogen hat. Doch warten Sie! Wenn nun meine erste Vermutung stimmte, würde sie dann in keinem Widerspruch stehen zu Annes Schuld oder zu Annes Lüge? Ja – ja... es ginge, unter einer Voraussetzung. Doch in jenem Falle – ich meine, wenn die Voraussetzung zutrifft – sollte Anne Morisot überhaupt nicht in dem Flugzeug gewesen sein?«

Die beiden anderen hörten ihm mit höflichem, wenn auch ziemlich oberflächlichem Interesse zu. »Jetzt begreife ich, was mein englischer Kollege Japp meint«, dachte Fournier. »Er braut sich Schwierigkeiten zusammen, der gute alte Poirot; er setzt alles daran, damit eine nunmehr einfache Sache verwickelt klingt. Er kann nicht eine glatte, gerade Lösung

hinnehmen, ohne zu behaupten, daß sie zu seinen vorherigen Ideen paßt.« Und Jane Grey dachte: »Ich verstehe nicht ein bißchen von seinem Gerede! Warum konnte Anne Morisot nicht in dem Flugzeug sein? Sie mußte sich doch nach Lady Horburys Anordnungen richten... Mir scheint, er ist ein Prahlhans...«

Plötzlich zog Hercule Poirot mit einem Zischen den Atem ein.

»Ja, es besteht eine Möglichkeit, und es dürfte nicht schwer sein, sie ausfindig zu machen«, sagte er, indem er sich erhob.

»Wohin, mein Lieber?« erkundigte sich Fournier.

»Wiederum zum Telefon.«

»Noch einmal ein Gespräch um den halben Erdball?«

»Nein, ein Gespräch mit London.«

»Scotland Yard?«

»Nein, mit Lord Horburys Haus am Grosvenor Square. Wenn ich nur das Glück habe, Lady Horbury daheim anzutreffen!«

»Seien Sie vorsichtig«, warnte Fournier. »Wenn Anne Morisot auf irgendwelchen Umwegen erfährt, daß wir ihretwegen Erkundigungen eingezogen haben, so kommt das unserer Arbeit nicht zugute.«

»Keine Angst. Ich werde verschwiegen sein«, versicherte Poirot. »Nur eine einzige Frage von ganz harmloser Art werde ich stellen.« Er lächelte. »Kommen Sie mit mir, damit Sie es mit eigenen Ohren hören.«

»Nein, nein.«

»Bitte. Ich bestehe darauf.«

Die beiden Männer gingen zum Telefon, während Jane es sich in der Halle bequem machte. Es währte eine geraume Zeit, bis die Verbindung hergestellt war, aber dann lächelte Poirot das Glück, denn Cicely Horbury befand sich zu Hause.

»Wollen Sie Lady Horbury bitte bestellen, daß Hercule Poirot sie von Paris aus sprechen möchte«, sagte er zu dem Butler,

der sich in London meldete. Es verstrichen ein paar Sekunden.
»Hallo, sind Sie es, Lady Horbury? Nein, nein, es ist alles in bester Ordnung. Wirklich, ich schwöre es Ihnen. Ich wollte Sie nur etwas fragen. Ja... Wenn Sie von Paris nach England fliegen, behalten Sie Ihre Zofe dann für gewöhnlich bei sich, oder benutzt sie den Zug? Den Zug... Und bei jener besonderen Gelegenheit... Ah, ich verstehe...! Sind Sie sicher? Wie, sie ist nicht mehr bei Ihnen? Von heute auf morgen verschwunden? Mais oui, schwärzester Undank! Ganz recht – man macht immer wieder traurige Erfahrungen mit Zofen und Dienern... Nein, nein, Sie brauchen sich nicht zu sorgen. Auf Wiedersehen! Und besten Dank für die Auskunft.«

Er legte den Hörer auf die Gabel und drehte sich blitzschnell nach Fournier um... mit funkelnden, grünlichen Augen.

»Mein Freund, Lady Horburys Zofe reiste für gewöhnlich mit der Eisenbahn und dem Dampfer. Und an dem Tag von Gisselles Ermordung entschied Lady Horbury erst in allerletzter Minute, daß Madeleine ebenfalls das Flugzeug benutzen solle.« Er packte den Arm des Franzosen. »Rasch, Fournier. Wir müssen zu ihrem Hotel. Sollte meine kleine Idee korrekt sein – und mehr denn je bin ich davon überzeugt –, so ist Eile geboten.«

»Aber ich...«

Fournier redete ins Leere, da Poirot bereits auf die Drehtür zujagte. Und mit langen Schritten rannte er hinter dem Kleinen her.

Hercule Poirot stand schon mit einem Fuß auf dem Trittbrett eines Taxis und nannte dem Chauffeur Anne Morisots Adresse.

»Aber fahren Sie schnell, so schnell Sie können!« mahnte er.

Fournier kletterte ihm nach, während das Auto bereits anfuhr. Unsanft fiel er in eine Ecke.

»Weshalb dieses verrückte Tempo?« stieß er hervor.

»Weil Anne Morisot, sofern meine kleine Idee stimmt, in höchster Gefahr schwebt.«

»Na, na!« meinte Fournier etwas skeptisch.

»Ich habe Angst, mein Lieber, entsetzliche Angst... Mein Gott, wie dies Taxi schleicht!« – Poirot war ungeheuer erregt...

Das Taxi sauste in diesem Augenblick mit beträchtlicher Geschwindigkeit dahin und verdankte es nur dem vorzüglichen Augenmaß des Fahrers, daß es ungefährdet durch den Trubel des Verkehrs kam.

»Ja, es schleicht derartig, daß in spätestens einer Minute ein Verkehrsunfall geschehen wird«, entgegnete Fournier trocken. »Und Mademoiselle Grey sitzt derweilen in der Halle und wartet auf unsere Rückkehr vom Telefon. Finden Sie unser Benehmen sehr höflich?«

»Höflichkeit oder Unhöflichkeit – wenn es sich um Tod und Leben handelt, ist alles andere gleich.«

»Tod und Leben?« Der Franzose zuckte die Achseln, und im stillen überlegte er: »Wie bringe ich ihm nur Vernunft bei? Dieser störrische Alte gefährdet vielleicht die Geschichte. Sobald die Frau merkt, daß wir hinter ihre Schliche gekommen sind...«

»Lieber Monsieur Poirot, wir müssen sorgsam vorgehen«, sagte er in leiser, beschwörender Stimme.

»Still! Sie verstehen nicht... Diese Angst foltert mich geradezu.«

Mit einem Ruck hielt das Taxi vor dem ruhigen Hotel, in dem Anne Morisot wohnte, und als Poirot unter dem Portalbogen stand, versuchte Fournier noch einmal sein Heil.

»Monsieur Poirot, ich habe die größte Hochachtung, die höchste Bewunderung für Ihre Methoden, jedoch fühle ich, daß wir uns vor jeder Übereilung hüten müssen. Hier in Frankreich trage ich die Verantwortung für die Führung dieses Falles...«

»Übereilung haben Sie von mir nicht zu befürchten«, unterbrach ihn der Belgier. »Wir ziehen Erkundigungen beim Portier ein. Wenn Madame Richards sich hier befindet und sich nichts ereignet hat, dann können wir in Ruhe unsere künftigen Schritte erörtern. Haben Sie auch hiergegen etwas einzuwenden?«

»Nein.«

»Gut.«

Poirot betrat die Halle und ging auf den Empfangsschalter zu.

»Bei Ihnen wohnt, glaube ich, eine Mrs. Richards.«

»Nein, Monsieur. Sie wohnte hier, bis heute.«

»Wie, sie ist abgereist?« fiel Fournier ein.

»Ja, Monsieur.«

»Wann hat sie das Hotel verlassen?«

Der Mann warf einen Blick auf die Uhr, ehe er antwortete.

»Vor einer reichlichen halben Stunde.«

»Kam ihre Abreise unerwartet? Wohin ist sie gereist?«

»Wohin?« wiederholte der Pförtner eisig und schien weitere Auskünfte verweigern zu wollen. Doch als Fournier sich auswies, änderte sich sein Verhalten.

Nein, die Dame habe keine Adresse hinterlassen. Und die Abreise sei plötzlich erfolgt, da Mrs. Richards ursprünglich von einem achttägigen Aufenthalt gesprochen habe.

Weitere Fragen. Die Liftboys wurden gerufen, der Hausknecht, die Zimmermädchen, schließlich auch der Empfangschef.

Dieser gab an, ein Herr sei gekommen, während die Dame in der Stadt gewesen sei; er habe auf sie gewartet und hernach gemeinsam mit ihr gespeist. Was für ein Herr? Ein Amerikaner, ein unverkennbarer Amerikaner, dessen Eintreffen sie offenbar überrascht habe. Nach dem Essen habe die Dame befohlen, man möge ihr Gepäck herunterschaffen und in ein Taxi bringen. Wohin war sie gefahren? Zum

Nordbahnhof – wenigstens hatte sie dies dem Fahrer zugerufen. Und der Amerikaner? Nein, sie war allein fortgefahren.

»Nordbahnhof«, sagte Fournier. »Das könnte England bedeuten, den Zwei-Uhr-Schnellzug. Möglicherweise ist es aber auch eine Finte. Wir müssen nach Boulogne telefonieren und ferner jenes Taxi aufspüren.«

Es machte den Eindruck, als habe Poirots Angst nun auch von Fournier Besitz ergriffen, und rasch und umsichtig setzte er die Räder des Gesetzes in Bewegung.

Gegen fünf Uhr sah Jane Grey, die mit einem Buch in der Hotelhalle saß, Poirot kommen und öffnete den Mund zu ein paar vorwurfsvollen Worten.

Aber sie sprach sie nicht aus. Irgend etwas in seinem Gesicht ließ sie schweigen.

»Das Leben ist schrecklich, Mademoiselle«, sagte er und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

»Was ist geschehen?« fragte sie verstört.

»Man hat in Boulogne eine Frau tot aufgefunden, im England-Expres, in einem Abteil erster Klasse...«

Janes Gesicht wurde schneeweiß.

»Anne Morisot?«

»Ja, Anne Morisot. Mit der rechten Hand umkrampfte sie eine kleine blaue Glasflasche, die Blausäure enthalten hatte.«

»Selbstmord also?«

Hercule Poirot schob die Antwort ein paar Sekunden hinaus. Dann sagte er mit der Miene eines Menschen, der seine Worte sorgfältig wählt: »Ja, die Polizei denkt, es sei Selbstmord.«

»Und Sie?«

»Was kann man denn sonst denken...?«

»Aber warum hat sie sich getötet? Aus Gewissensbissen?
Oder weil sie Entdeckung fürchtete?«

Der Belgier schüttelte langsam den Kopf.

»Das Leben, Mademoiselle, kann entsetzlich grausam sein.
Man braucht ungeheuer viel Mut.«

»Um sich zu töten? Ja, sicher gehört Mut dazu«, sagte Jane
leise.

»Auch um zu leben braucht man Mut.«

Am nächsten Tag verließ Poirot Paris, während Jane mit einer langen Liste zu erledigender Dinge zurückblieb. Die meisten von ihnen dünkten sie ziemlich sinnlos, trotzdem aber führte sie alles nach besten Kräften aus. Jean Dupont sah sie zweimal. Er erwähnte die Expedition, an der sie teilnehmen sollte, und da Jane nicht wagte, ihn ohne Befehl Poirots zu enttäuschen, machte sie gute Miene zum bösen Spiel und lenkte die Unterhaltung auf weniger verfängliche Dinge.

Fünf Tage später rief sie ein Telegramm nach England zurück. Norman holte sie am Bahnhof ab, und sie besprachen die letzten Ereignisse. Der Selbstmord hatte wenig Staub aufgewirbelt. Die Zeitungen brachten eine unscheinbare Notiz, daß im Schnellzug Paris-Boulogne eine kanadische Dame, Mrs. Richards, sich das Leben genommen habe. Aber ein Zusammenhang mit dem Mord im Flugzeug wurde nicht erwähnt.

Beide, Norman Gale und Jane, sahen die Zukunft in etwas rosigerem Licht, weil sie beide hofften, daß die Belästigungen zu Ende sein würden. Norman allerdings war nicht ganz so zuversichtlich wie Jane.

»Sie mögen Anne Morisot der Ermordung ihrer Mutter verdächtigt haben«, führte er aus, »doch nun, da sie allem aus dem Wege gegangen ist, wird man sich wohl kaum die Mühe machen, den Fall weiterzuverfolgen. Und solange die Sache vor der Öffentlichkeit nicht ganz klar liegt, sehe ich nicht, daß uns armen Teufeln geholfen ist. In den Augen der Öffentlichkeit haftet der Verdacht noch genauso an uns wie früher.«

Ähnlich äußerte er sich auch, als er etliche Tage später Poirot im Piccadilly-Hotel traf. Der Detektiv lächelte.

»Sie sind um nichts besser als die übrigen; Sie denken, ich sei ein alter Mann, der nichts mehr leistet. Hören Sie: Heute abend lade ich Sie zum Essen ein. Japp kommt und auch unser Freund Monsieur Clancy. Ich habe verschiedenes zu erzählen, was für Sie ebenfalls interessant sein dürfte.«

Das Essen verlief in angenehmster Weise. Japp gefiel sich in der Rolle des gutmütigen Gönners, Norman war neugierig, und Mr. Clancy beinahe so aufgeregt wie damals, als er den verhängnisvollen Dorn erkannt hatte.

Nach dem Essen, als der Kaffee serviert wurde, räusperte sich Poirot ein wenig verlegen, aber keineswegs frei von Selbstbewußtsein.

»Meine Freunde«, sagte er, »Monsieur Clancy fesseln meine Methoden, wie er sie nennt, ungemein. Wenn es Sie daher nicht langweilt, möchte ich Ihnen jetzt eine kleine zusammenfassende Schilderung der Methoden geben, die ich im Fall Giselle angewandt habe.«

Er machte eine Pause und überflog einige Notizen, und Inspektor Japp benutzte die Zeit, um Norman zuzuraunen: »Wie er sich bläht, was? Eitelkeit ist der Beiname unseres Freundes!«

Poirot warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und begann.

»Über die ersten Geschehnisse im Flugzeug kann ich hinweggehen, da sie allen zur Genüge bekannt sind. Lassen Sie mich mit dem Moment anfangen, als ich, zufällig oder von meinem Glücksstern geleitet, auf den Fußboden schaute und dort, halb von dem schwarzen Kleid Madame Giselles verborgen, etwas erspähte, was man im ersten Augenblick für eine tote Wespe hätte halten können. In Wirklichkeit war es

ein bei den Wilden als Waffe gebräuchlicher Dorn, an dem ein winziger schwarzgelber Seidenflaum haftete.

Gleich darauf hörten wir aus Mr. Clancys Munde, daß die Eingeborenen derartige Dorne mittels eines Blasrohrs fortzuschleudern pflegen, und späterhin wurde, wie Sie ebenfalls wissen, das Blasrohr selbst entdeckt, wenn es wirklich das Blasrohr war...

Als wir Croydon erreichten, schwirrten verschiedene Ideen in meinem Hirn umher, aber sobald ich den Fuß endgültig auf festen Boden gesetzt hatte, begann es wieder in seiner gewohnten Schärfe zu arbeiten.«

»Weiter, Monsieur Poirot«, grinste Japp. »Nur keine falsche Bescheidenheit!«

Abermals rügte Poirot diese Hänselei durch einen Seitenblick.

»Zwei Punkte beschäftigten mich sofort lebhaft«, fuhr er fort.

»Vor allem die zweckdienliche Anwesenheit der Wespe, die Monsieur Dupont erschlagen hatte, und ferner die Auffindung des Blasrohrs. ›Warum warf es der Mörder nicht durch eine Ventilatoröffnung fort?‹ fragte ich nach der Verhandlung meinen Freund Japp. Ein Blasrohr, an dem noch Teilchen des Preisschildes klebten, mußte unweigerlich über kurz oder lang identifiziert werden.

Zu welcher Lösung gelangte ich? Daß der Mörder die Entdeckung des Blasrohrs wünschte!

Weshalb aber? Nur eine Antwort schien logisch. Wenn ein vergifteter Dorn und ein Blasrohr gefunden wurden, würde man selbstverständlich mutmaßen, der Mord sei mit diesem Blasrohr verübt worden. Demnach hatte der Verbrecher ihn in Wirklichkeit auf andere Art begangen.

Hinwiederum erklärten die medizinischen Gutachter, daß der vergiftete Dorn tatsächlich die Todesursache war. Ich schloß die Augen Und fragte mich: ›Welches ist die sicherste und

zuverlässigste Art, einen vergifteten Dorn in die Schlagader zu bohren?« Und die Antwort bot sich mir sofort: mit der Hand!

Das aber warf unmittelbar neues Licht auf die Entdeckung des Blasrohrs, das einem unweigerlich den Gedanken an Entfernung aufzwang. Wenn ich mich nicht jämmerlich irrte, so war der Mörder Madame Giselles direkt zu ihrem Platz gegangen und hatte sich über sie gebeugt.

Gab es eine derartige Person? Ja, sogar zwei. Die beiden Stewards. Jeder von ihnen konnte sich Madame Giselle nähern und sich herabneigen, ohne daß es als ungewöhnlich auffiel.

Gab es außer ihnen noch jemanden?

Nun, da war Mr. Clancy – der einzige Passagier, der dicht an Giselles Platz vorüberschritt. Zudem hatte er als erster die Theorie von dem Blasrohr und dem Dorn entwickelt.«

Wild fuchtelnd sprang der Schriftsteller von seinem Stuhl empor.

»Ich protestiere«, schrie er, »ich protestiere! Das ist eine schändliche Beleidigung.«

»Setzen Sie sich, mein Lieber!« befahl Hercule Poirot. »Bin ich denn schon zu Ende? Ich muß Ihnen doch alle Stufen erläutern, dank derer ich zu meinem abschließenden Urteil gelangt bin.

Nun hatte ich drei mögliche Verdächtige – Mitchell, Davis und Mr. Clancy. Auf den ersten Blick machte keiner den Eindruck eines Mörders, nichtsdestoweniger durften Nachforschungen in dieser Hinsicht nicht verabsäumt werden.

Alsdann prüfte ich die Möglichkeiten der Wespe. Oh, sie war sehr bedeutsam, diese Wespe. Anfänglich hatte sie niemand bemerkt, während sie ungefähr um die Kaffeestunde mehreren Mitreisenden aufgefallen war. Mutete das nicht allein schon ziemlich sonderbar an? Ich baute mir eine gewisse Theorie des Verbrechens auf. Der Mörder zeigte der Welt zwei getrennte Lösungen der Tragödie. Nach der ersten und einfachsten war

Madame Giselle von einer Wespe gestochen worden und an Herzschwäche verschieden. Der Erfolg jener Lösung hing davon ab, ob der Verbrecher imstande war, sich den Dorn wieder anzueignen. Inspektor Japp und ich stimmten darin überein, daß es sich unschwer ermöglichen ließ – solange noch niemand etwas Unlauteres argwöhnte. Ich stutzte auch über das schwarzgelbe Seidenflöckchen, das man unzweifelhaft absichtlich mit dem kirschroten vertauscht hatte – eben um eine Wespe vorzutauschen.

Unser Mörder näherte sich also dem Tisch seines Opfers, stößt ihm den Dorn in den Hals und läßt die Wespe frei. Das ungemein starke Gift- wird den Tod auf der Stelle herbeiführen. Wenn Giselle aufschrie, würde es vermutlich infolge des Dröhnens der Motoren nicht gehört werden. Und sollte es wider Erwarten doch jemand hören – nun, so erklärte ja die umhersummende Wespe den Schrei. Die arme Frau war eben gestochen worden.

Das war, wie gesagt, Plan Nr. 1. Angenommen jedoch, daß – wie es tatsächlich geschah – der vergiftete Dorn entdeckt wurde, bevor der Mörder seiner wieder habhaft werden konnte? Für diesen Fall hatte er ein zweites Eisen im Feuer. Die Theorie des natürlichen Todes scheidet aus. Anstatt das Blasrohr durch das Fenster zu werfen, stopft er es an einen Platz, wo es bei der Durchsuchung des Flugzeugs von der Polizei gefunden werden muß. Und natürlich nimmt diese sofort an, daß jenes Blasrohr das Werkzeug des Verbrechens gewesen sei. Damit wird die Vorstellung von einer gewissen Entfernung geschaffen: Der Verdacht wird in eine vorher sorgsam ausgeklügelte Richtung gelenkt.

Mich aber ließ das Problem der Wespe nicht los. Wenn der Mörder die Wespe mit auf das Flugzeug gebracht und sie in dem psychologisch richtigen Moment fliegen ließ, so mußte er einen kleinen Behälter für sie gehabt haben.

Daher meine Wißbegier hinsichtlich des Inhalts, den Taschen und Handgepäck der Passagiere bargen.

Und hier setzte eine völlig unerwartete Entwicklung ein. Ich fand, wonach ich fahndete – aber, so schien mir, bei der falschen Person. In Monsieur Gales Tasche steckte eine leere Streichholzschachtel.

Indessen war Norman Gale laut einstimmiger Zeugenaussagen nie den Mittelgang des Abteils entlanggeschritten, sondern nur aufgestanden, um die Toilette aufzusuchen, und alsdann zu seinem Platz zurückgekehrt.

Dessenungeachtet gab es ein Verfahren, durch das Gale das anscheinend Unmögliche vollbracht und das Verbrechen verübt haben konnte – wie der Inhalt seines Handkoffers zeigte.«

»Mein Handkoffer?« fragte der junge Zahnarzt, und seine Miene spiegelte Belustigung und Ratlosigkeit wider. »Ehrlich gesagt, erinnere ich mich gar nicht mehr genau, was er alles enthielt.«

Poirot schenkte ihm ein liebenswürdiges Lächeln.

»Nur eine Minute Geduld! Ich werde noch darauf zu sprechen kommen. Vorderhand aber schildere ich Ihnen meine ersten Ideen.

Vom Standpunkt des Möglichen aus gesehen, hatte ich also vier Personen, die Madame Giselle ermordet haben konnten: die beiden Stewards, Clancy und Gale. Jetzt jedoch betrachtete ich den Fall aus einem anderen Gesichtswinkel – jenem des Motivs. Wenn ein Motiv mit einer Möglichkeit übereinstimmt – ha, dann habe ich meinen Mörder! Doch leider vermochte ich nichts Derartiges zu finden. Mein Freund Japp hat mich – übrigens nicht zum erstenmal – beschuldigt, daß ich mich darin gefiele, die Dinge schwieriger zu gestalten. Ganz im Gegenteil, ich gab dieser Frage nach dem Motiv die allerschlichteste

Fassung. Wem würde es zum Vorteil gereichen, wenn Madame Giselle nicht mehr lebte?

Unbedingt ihrer unbekanntes Tochter, da diese ein Vermögen erbt. Dann stieß ich auf gewisse Personen, die sich in Giselles Macht befanden – oder sagen wir lieber, die sich möglicherweise wegen einer Ähnlichkeit, über die ich mir indes nicht klarzuwerden vermochte. Als mir dann endlich die Augen aufgingen, war es zu spät.

Zuerst schien die Entdeckung, daß sie sich in dem Flugzeug befunden und in dieser Beziehung gelogen hatte, alle meine Theorien über den Haufen zu werfen. Hier war die Person, für deren Schuld erdrückende Beweise vorlagen!

Doch wenn sie schuldig war, so hatte sie einen Helfershelfer – den Mann, der das Blasrohr kaufte und den Angestellten der Airlines bestach. Wer war dieser Mann? Ihr Gatte etwa?

Und dann sah ich plötzlich die wahre Lösung. Wahr allerdings nur, sofern ein Punkt bewiesen werden konnte.

Denn für meine Lösung war es nötig, daß Anne Morisot eigentlich nicht hätte mitfliegen sollen.

Ich telefonierte mit Lady Horbury und erhielt eine Antwort, die meinen Ideen entsprach: Die Zofe, Madeleine, hatte das Flugzeug infolge einer erst in letzter Minute von ihrer Herrin getroffenen Entscheidung benutzt.«

Poirot hielt inne, worauf Mr. Clancy etwas unsicher einwarf: »Verzeihung, mir ist da manches nicht ganz klar...«

»Wann hörten Sie denn endlich auf, mich als den Mörder zu betrachten?« forschte Norman Gale.

Der Belgier schnellte zu ihm herum.

»Niemals! Sie sind der Mörder...! Warten Sie, ich werde Ihnen alles darlegen. Während der letzten Wochen haben Inspektor Japp und ich allerhand Arbeit geleistet. Es stimmt, daß Sie Ihrem Onkel John Gale zu Gefallen Zahnarzt wurden. Als Sie in seine Praxis eintraten, nahmen Sie sogar seinen

Namen an; denn Sie waren der Sohn seiner Schwester, nicht seines Bruders. Ihr richtiger Name lautet Richards. Und als Richards lernten Sie im vergangenen Winter Anne Morisot in Nizza kennen, als sie dort mit ihrer Herrin weilte. Die Geschichte, die sie uns im Büro Maitre Thibaults erzählte, war wahr, soweit die Daten ihrer Kindheit in Betracht kamen; den letzten Teil jedoch hatten Sie sorgfältig umgemodelt. Anne Morisot kannte nämlich den Mädchennamen ihrer Mutter. Giselle, in Monte Carlo anwesend, wurde ihr oder Ihnen gezeigt, und bei dieser Gelegenheit wurde auch ihr eigentlicher Name erwähnt. Nun vergegenwärtigten Sie sich, daß dort ein riesiges Vermögen winkte. Es reizte Ihre Spielernatur. Dann erfuhren Sie durch Anne Morisot Lady Horburys Verbindung zu Giselle, worauf sich allmählich der Plan des Verbrechens in Ihrem Kopf formte. Giselle mußte in einer Weise ermordet werden, die den Verdacht auf Lady Horbury lenkte. Ihre Pläne reiften und trugen schließlich Frucht. Sie bestachen Meunier von der Fluggesellschaft, so daß Giselle im gleichen Flugzeug reiste wie Lady Horbury. Anne Morisot hatte Ihnen beiläufig berichtet, daß sie selbst für die Überfahrt den Dampfer benutzte. Infolgedessen rechneten Sie auch nicht mit Annes Anwesenheit im Flugzeug, die Ihre Pläne ernstlich gefährdete. Wenn es durchsickerte, daß Giselles Tochter und Erbin mit dem Flugzeug gereist war, würde sich natürlich der Argwohn auf sie richten. Nach Ihrem ursprünglichen Plan sollte sie ihre Ansprüche auf die Erbschaft anhand eines einwandfreien Alibis geltend machen, da sie zur Zeit des Verbrechens im Eisenbahnwagen oder auf dem Schilf gewesen sein würde.

Und dann hätten Sie Anne Morisot geheiratet, die damals in Sie vernarrt war. Aber Sie legten nur auf das Geld Wert, nicht auf das Mädchen selbst.

Hinzu kam eine andere Verwicklung. In Le Pinet sahen Sie Mademoiselle Jane Grey und verloren Ihr Herz an sie. Und

Ihre Leidenschaft trieb Sie, ein noch gefährlicheres Spiel zu wagen.

Sie beabsichtigten, sowohl das Geld als auch das Mädchen, das Sie liebten, zu gewinnen. Ja, Norman Gale, Sie verübten einen Mord um des Geldes willen und waren durchaus nicht gesonnen, auf die Früchte des Verbrechens zu verzichten. Daher schüchterten Sie Anne Morisot ein, indem Sie ihr auseinandersetzten, daß man sie unbedingt des Mordes beschuldigen würde, wenn sie mit ihren berechtigten Erbschaftsforderungen sofort hervortrete.

Und dann beschwatzten Sie sie, einige Tage Urlaub zu nehmen und sich mit Ihnen in Rotterdam trauen zu lassen.

Sie schärften ihr ein, wie sie ihr Geld zu verlangen habe.

Sie solle nichts von ihrer Beschäftigung als Zofe sagen und es möglichst so darstellen, als ob sie und ihr Gatte drüben gewesen seien, als der Mord geschah.

Unglücklicherweise fiel das für Anne Morisots Pariser Reise und für ihre Erbschaftsforderung angesetzte Datum mit meiner Ankunft in Paris zusammen, wohin mich Miss Grey begleitet hatte.

Das paßte Ihnen durchaus nicht in den Kram; konnten doch sehr leicht Mademoiselle Jane oder ich selbst in Anne Morisot die Madeleine erkennen, die Lady Horburys Zofe gewesen war.

Sie suchten daher rechtzeitig mit ihr die Verbindung aufzunehmen, was Ihnen indes nicht glückte. Schließlich kamen Sie ebenfalls nach Paris und fanden heraus, daß Anne den Anwalt bereits aufgesucht hatte. Als sie ins Hotel zurückkehrte, erzählte sie Ihnen von Ihrem Zusammentreffen mit mir. Die Dinge nahmen eine gefährliche Wendung, und so entschlossen Sie sich, rasch zu handeln.

Von vornherein beabsichtigten Sie, daß Ihre junge Gattin sich des ererbten Reichtums nicht lange erfreuen solle. Unmittelbar

nach der Hochzeit hatten Sie beide eine letztwillige Verfügung getroffen und sich gegenseitig zum Alleinerben eingesetzt. Welch eine ruhende Geste...!

Ursprünglich hatten Sie wohl vor, ein ziemlich gemächliches Tempo zu wählen. Sie würden, so vermute ich, nach Kanada gegangen sein – angeblich wegen der Abnahme Ihrer Praxis. Dort hätten Sie sich wieder den Namen Richards zugelegt, und Ihre Gattin hätte sich dort mit Ihnen getroffen. Vermutlich wäre Mrs. Richards dann binnen kurzem von irgendeiner Krankheit dahingerafft worden, ihr Vermögen einem scheinbar untröstlichen Witwer hinterlassend. Dann wären Sie als Norman Gale, den in Kanada eine glückliche Spekulation zum reichen Mann gemacht hatte, nach England heimgekehrt...! Jetzt aber, nach Anne Morisots heikler Begegnung mit mir, hielten Sie es für nötig, blitzschnell zu handeln.«

Während Poirot eine Sekunde Atem schöpfte, warf Norman Gale den Kopf in den Nacken und lachte hell auf.

»Ihre Gabe, die Absichten anderer Leute im voraus zu wissen, grenzt beinahe an Hellsichtigkeit, Monsieur Poirot!« meinte er spöttisch. »Aber Sie betrachten Ihre Phantasie doch wohl kaum als Beweismaterial, wie?«

»Vielleicht nicht«, gab der Belgier ruhig zurück. »Doch über etwas Beweismaterial verfüge ich auch.«

»Wirklich?« schnarrte der Zahnarzt. »Haben Sie etwa Beweismaterial dafür, wie ich die alte Giselle tötete, nachdem jeder meiner Mitpassagiere genau weiß, daß ich meinen Platz nicht verließ?«

»Ich werde Ihnen genau sagen, wie Sie das Verbrechen verübten. Sie befanden sich auf Urlaub, Mr. Gale, und nichtsdestoweniger steckte in Ihrer Reisetasche ein weißleinerer Mantel von der Art, wie sie Ärzte und Zahnärzte während der Sprechstunden zu tragen pflegen. Warum führten

Sie auf einer Erholungsfahrt einen solchen Mantel mit sich? Warum? Weil er dem Mantel eines Stewards ähnelte...

Als der Kaffee serviert worden war und die Stewards im anderen Abteil bedienten, begaben Sie sich auf die Toilette, schlüpften in den Leinenmantel, stopften sich Watteröllchen in die Wangen, so daß sie dicker wurden, kamen wieder heraus, ergriffen einen Kaffeelöffel, der in dem Silberkasten der Anrichte lag, und eilten, den Löffel in der Hand, mit dem schnellen Schritt des Stewards den Mittelgang hinab zu Giselles Platz. Sie stachen ihr den Dorn in die Ader, öffneten die Streichholzschachtel und ließen die Wespe fliegen, gingen rasch wieder zur Toilette, wo Sie sich wieder in Norman Gale verwandelten, und schlenderten dann gemächlich auf ihren Platz zurück. Das Ganze war innerhalb weniger Minuten vollbracht.

Niemand achtet sonderlich auf einen Steward. Die einzige Person, die Sie erkannt haben könnte, war Mademoiselle Jane. Aber Sie kennen die Frauen! Sobald sich eine Frau allein sieht, benutzt sie die Gelegenheit, um einen Blick in ihren Spiegel zu werfen, sich die Nase zu pudern und vielleicht auch die Lippen einen Hauch roter zu färben.«

»Höchst interessant!« höhnte Gale. »Nur war es leider nicht so. Sonst noch etwas?«

»Oh, noch eine Menge! Wie ich vorhin sagte, läßt ein Mensch sich im Lauf der Unterhaltung gehen... Sie waren unklug genug, zu erwähnen, daß Sie eine Zeitlang auf einer Farm in Südafrika gearbeitet haben. Das eine erwähnten Sie freilich nicht, nämlich, daß es sich bei dieser Farm um eine Schlangenfarm handelte...«

Zum erstenmal zeigte Norman Gale Merkmale von Furcht. Er versuchte zu sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Statt seiner sprach Poirot.

»Sie arbeiteten dort unter Ihrem eigenen Namen Richards. Auf einem Bild, das wir dort hinschickten, hat man Sie wiedererkannt, und anhand dieses Bildes sind Sie in Rotterdam als der Mann Richards identifiziert worden, der Anne Morisot heiratete.«

Mit Norman Gale schien eine Veränderung vorzugehen. Der schöne, stattliche junge Mann wurde zu einem furchtsamen Geschöpf, das mit scheuen Augen verstohlen nach einem Fluchtweg spähte und keinen fand... Wohin sollte er sich wenden...?

»Hast war es, die Ihren Plan zunichte machte«, erklärte Hercule Poirot. »Die Oberin des ›Institut de Marie‹ beschleunigte die Dinge, indem sie an Anne Morisot telegrafierte. Dies Kabel nicht zu beachten hätte verdächtig ausgesehen. Sie, Norman Gale, verstanden es, Ihrer Frau einzureden, daß einer von Ihnen beiden des Mordes beschuldigt werden würde, wenn sie gewisse Tatsachen nicht verheimliche. Als Sie Anne dann später in Paris trafen, beschleunigten Sie Ihrerseits die Dinge aus Angst, daß ich Gisses Tochter allzusehr auf den Zahn fühlen könnte – vielleicht aber auch, weil Anne selbst Ihnen mit Mißtrauen zu begegnen begann. Kurz, Sie lockten sie aus dem Hotel fort und in den England-Expresß; Sie flößten ihr mit Gewalt Blausäure ein und drückten ihr die leere Flasche in die Hand.«

»Verdammte Lügen!« brüllte Norman Gale.

»O nein. Wir haben eine Stelle an ihrem Halse entdeckt, die sehr vielsagend ist...«

»Verdammte Lügen, ich wiederhole es!«

»Außerdem haben Sie Fingerspuren auf der Flasche hinterlassen.«

»Sie lügen. Ich trug...«

»Ah, Sie trugen Handschuhe...? Ich denke, Monsieur, dieses kleine Zugeständnis genügt uns!«

»Sie verfluchter Schnüffler! Sie aufgeblasener kleiner Affe...«

Fahl vor Wut, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, machte Gale einen Sprung auf Poirot zu. Inspektor Japp war indes schneller. Ihn mit eisernem Griff haltend, sagte er:

»James Richards, alias Norman Gale, ich trage einen Haftbefehl bei mir, der wegen vorsätzlichen Mordes gegen Sie erlassen wurde. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß alles, was Sie hinfort äußern, als Beweismaterial verwandt wird.«

Ein furchtbares Zittern durchlief den Körper des Mannes; er schien dem Zusammenbruch nahe.

Rasch bemächtigten sich seiner ein paar Polizisten und führten ihn ab.

»Oh, Monsieur Poirot!« rief Mr. Clancy und schüttelte beide Hände des kleinen Belgiers. »Das ist das aufregendste Erlebnis meines Lebens. Monsieur Poirot, Sie waren wundervoll!«

»Nein, nein«, lächelte Hercule Poirot bescheiden. »Japp verdient genausoviel Lob wie ich. Er hat schier Unglaubliches geleistet, um Gale als Richards zu identifizieren. Die kanadische Polizei fahndet nach Richards. Ein Mädchen, mit dem er sich drüben einließ, hatte Selbstmord begangen, doch nach und nach gelangten Tatsachen ans Tageslicht, die auf Mord deuten.«

»Grauenhaft!« stöhnte der Schriftsteller.

»Ein Schlächter«, sagte Poirot. »Und doch anziehend für Frauen.«

»Diese arme Jane Grey!«

»Ja. Das Leben kann entsetzlich sein, sagte ich in Paris zu ihr. Aber sie hat Mut, sie wird sich durchbeißen.«

Mit zerstreuter Hand ordnete er einen Zeitungshaufen, der sich bei Gales wildem Sprung verschoben hatte. Plötzlich fesselte irgend etwas seine Aufmerksamkeit – eine Momentaufnahme von Venetia Kerr bei einem Rennen. »Im

Gespräch mit Lord Horbury und einer Freundin«, stand darunter.

»Hier sehen Sie«, sagte er und reichte Mr. Clancy das Blatt. »In einem Jahr wird es heißen: Demnächst findet die Vermählung Lord Horburys mit Miss Venetia Kerr statt! Und wissen Sie, Mr. Clancy, wer diese Heirat bewerkstelligt hat? Hercule Poirot! Doch das ist nicht die einzige Heirat, die ich in die Wege geleitet habe.«

»Lady Horbury und Mr. Barraclough?«

»Ach nein. Die Angelegenheit interessiert mich nicht im geringsten.« Er beugte sich etwas vor. »Nein – ich meine eine Heirat zwischen Jean Dupont und Miss Jane Grey. Sie werden es erleben!«

Einen Monat später kam Jane zu Poirot.

»Ich müßte Sie eigentlich hassen, Monsieur.«

Hercule Poirot, dem das Herz weh tat, als er ihr blasses Gesicht und die tiefen, dunklen Ringe unter den Augen sah, erwiderte freundlich:

»Hassen Sie mich ein wenig, wenn es Ihnen wohl tut, mein Kind. Aber ich bin der Meinung, daß Sie zu denen gehören, die lieber der bitteren Wahrheit ins Auge sehen, als in einem verlogenen Paradies leben. Und vielleicht hätten Sie gar nicht allzulange darin gelebt. Denn Frauen zu beseitigen ist ein Laster, das sich nicht leicht abgewöhnen läßt.«

»Er war so liebenswürdig und bestechend!« sagte Jane und fügte dann leiser hinzu: »Nie werde ich mich wieder verlieben.«

»Selbstverständlich nicht«, pflichtete ihr Poirot bei. »Diese Seite des Lebens ist für Sie abgetan.«

Das junge Mädchen nickte. »Aber Arbeit brauche ich – interessante Arbeit, in der ich ganz aufgehen kann.« Poirot lehnte sich in seinem Sessel zurück und schaute zur Zimmerdecke empor.

»Ich würde Ihnen raten, mit den Duponts nach Persien zu reisen. Eine interessantere Arbeit läßt sich schwer finden.«

»Aber... aber ich habe gedacht, das sei damals nur ein Vorwand von Ihnen gewesen.«

»Im Gegenteil, Mademoiselle. Archäologie und prähistorische Keramik haben mich so in ihren Bann geschlagen, daß ich den Scheck, den ich damals in Paris als Schenkung versprach, abschickte. Heute früh hörte ich, daß die

Duponts mit Ihrer Teilnahme an der Expedition fest rechnen. Können Sie eigentlich zeichnen?« Was Monsieur Poirot sich vorgenommen hatte, führte er auch durch.

»In der Schule zeichnete ich sogar sehr gut.«

»Wunderbar! Das wird Ihnen sehr zustatten kommen.«

Jane Grey spielte verlegen mit dem Verschuß ihrer Handtasche.

»Monsieur Poirot, Sie haben... Sie haben das Geld doch nicht... doch nicht meinetwegen geopfert?« stotterte sie. »Aus Gutmütigkeit?«

»Gutmütigkeit?« Poirot tat, als sei ihm schon der Gedanke an derartiges verhaßt. »In Geldangelegenheiten kenne ich keine Gutmütigkeit, merken Sie sich das. Da bin ich kalter Geschäftsmann, Mademoiselle.«

Er schien so beleidigt, daß Jane ihn schleunigst um Verzeihung bat. Dann erhob sie sich.

»Es wäre sicher angebracht, wenn ich das Museum besuchte und mir einige Stücke prähistorischer Keramik ansähe.«

»Eine ausgezeichnete Idee.«

Auf der Schwelle zauderte sie und kehrte wieder um. »Monsieur Poirot, vielleicht hat Sie in diesem besonderen Fall keine Gutmütigkeit geleitet, aber zu mir persönlich sind Sie unendlich gut gewesen.« Sie drückte einen Kuß auf seine Stirn und rannte hinaus.

»Das war reizend!« schmunzelte Hercule Poirot.